



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A detailed botanical illustration in a golden-brown color on a dark background. The illustration features a central plant with several large, multi-petaled flowers, likely daisies, and various leaves and stems. Two butterflies are depicted: one in the upper right corner and another slightly below it, both with distinct wing patterns. The overall style is that of a classic scientific or artistic engraving.

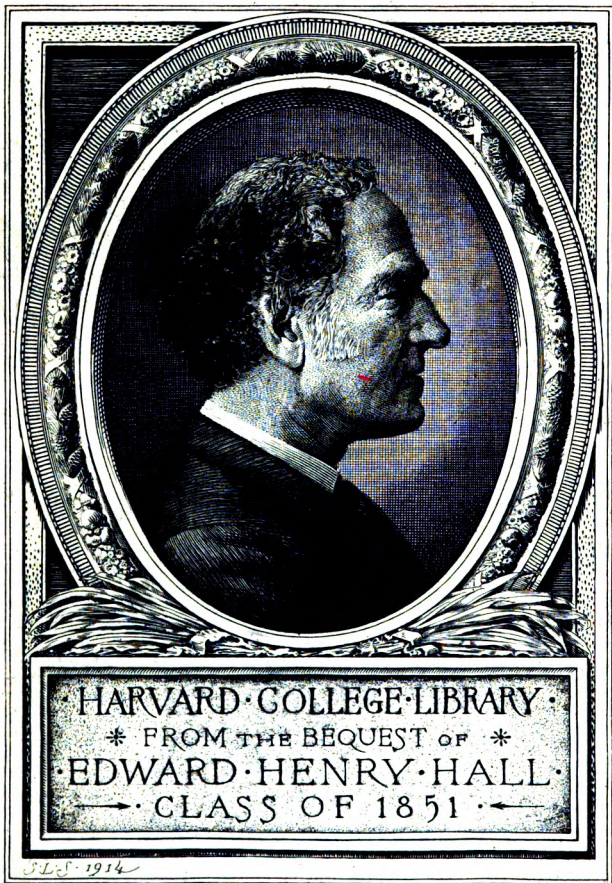
W'n

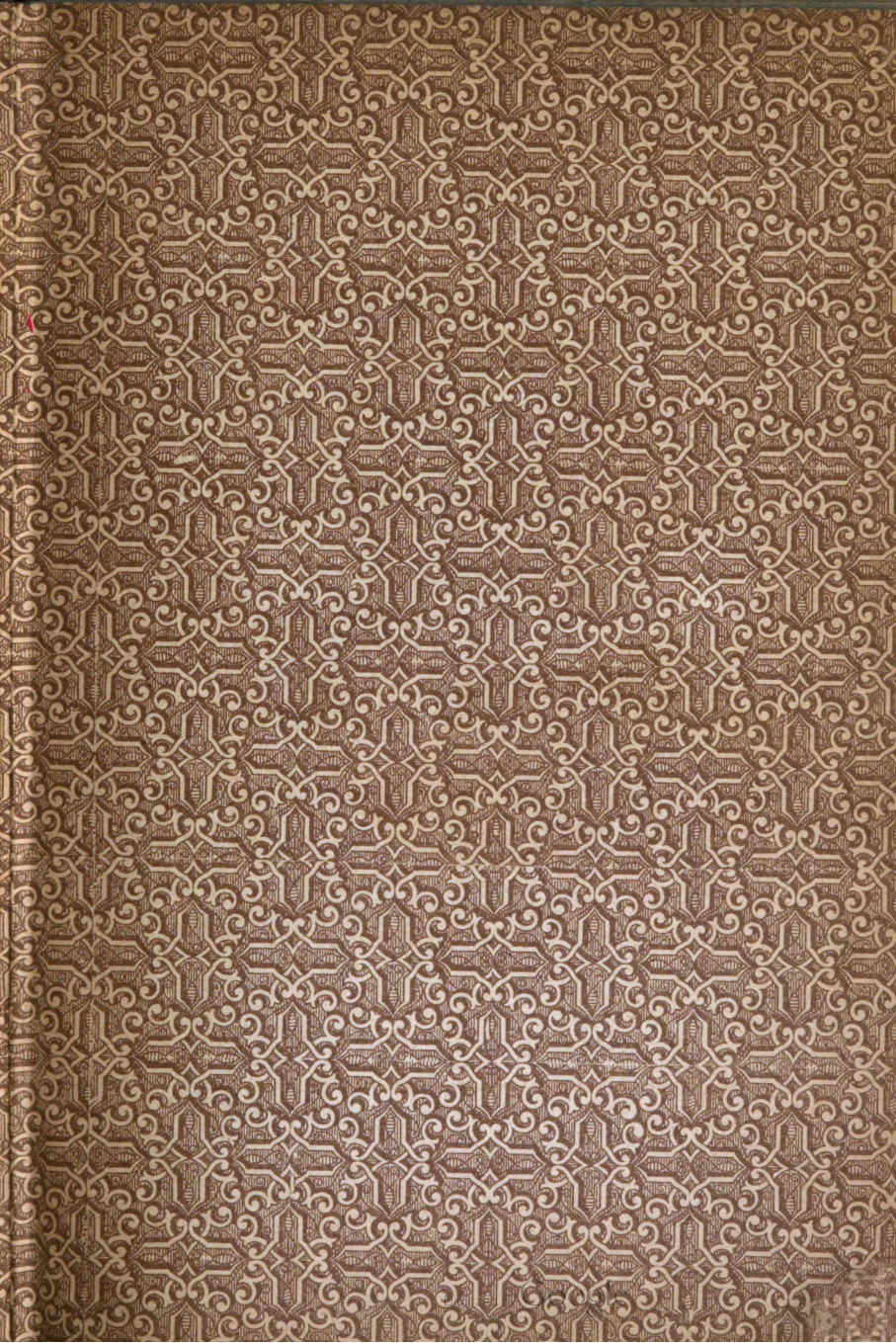
Rnick.

Plattdeutsches

von

Julius Stinde





R. 111



UNS HEBT DIE WELLE,
VERSCHLINCT DIE WELLE
UND WIR VERSINKEN GOETHE
EX-LIBRIS: O. WILD.

Ut'n Knick.



0

Ut'n Knick.

Plattdeutsches

von

Julius Stinde.

Berlin, 1894.

Verlag von Freund & Jeckel.

(Carl Freund.)

DEL 1700.811.30

Aug 27 1880

E. H. Hall fund

~~~~~  
**Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.**

Das Recht zur öffentlichen Aufführung der in diesem Buche enthaltenen  
Bühnenstücke ist durch die Theater-Agentur von **J. Entsch**, Berlin W.,  
Jägerstraße 20, zu erwerben.

~~~~~

Gedruckt bei Robert Schroth in Berlin S.

Dit Bauk is för

miin Frünn

de Plattdütsch verstaht.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
De Knief	1
Lehr't heww ic't doch	6
Uns Maneer	7
Uemmer großartig	8
Wat ic' danh	8
Die Flaschenbrüder	9
Verkehrt speculeert	61
Wie is dat kam'n?	62
Brewschriwen	63
He harr mi so lew	64
Herumluern	65
Wer weet't?	65
Versteken speel'n	66
Verkehrtes Spill	66
Se luert	67
Cante Mine	67
Umstänn' ännert	68
Die Blumenhändlerin von St. Pauli	69
Hanslater	89
Verpafst	90
Tau nüdli	90
De Witten	91
Antwort op den Kooppafst	92
Miin Amanda	93

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Miin Dochder hett schrewen	107
Mudder ques't	108
Taum Singen	109
Einquartierung 1870	111
Heinrich ward kunfermeert	119
Dree Jahr un dree Dag	127
Vörslag	127
Wahrseggersch	128
Eine Hamburger Köchin	129
Ich meen dat gand!	217
Woher weet se't?	218
Uns Dannboom	219
Carlemann gnurrt	220
Schummer-Tid	220
Se stunkert	221
Hei is buten	222
Tante Lotte	223
Lew in de Kirch	255
Lütt Hanne	256
Miin ohle Kamerad	257
So sünd de Jungs	258
Miin Wunsch	258
Aussprache und Uebersetzung einiger Worte	259

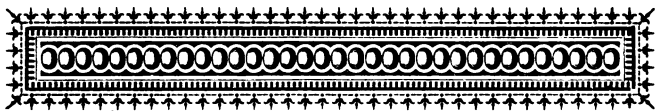


De Knief.



Stinde, Ur'n Knid.

1



„Jung, wo heft't de Nöt her?“

„Ut'n Knick.“

„Wat heft Du in'n Knick tau säufen?“

„Jck wull mal nah de Brummelbeern sehn.“

„Sünd's denn all riip?“

„Dar sünd garkeen mehr an.“

„T'is wahr, wi sünd ja all' in Harwst. Wo heft Du Di denn dat Loek in de Bücks reten?“

„In'n Knick.“

„Krigst Du nu 'n Jach vull, wenn Du tau Huus kümmt?“

„Worüm sünd of son'n Dohrns in'n Knick?“

Ja, worüm sünd dar Dohrns in? Ob de Jung meent, de Knick is bloß för em, datt hei dar siin Wehl in hett? Ne, de Knicks, de gah't üm Koppeln un feld, datt dat Veih nich utknipt un datt de Wind nich so herdöwer pufst, un dat de Käuh un Schaap sich dar achter stellt, wenn't weih't un stormt un regent. Un so'n Knick, de deelt dat Land dägt vunnein: irst de Graben op dig Siit un denn de Erdwall, baben op mit dat Buschwarf: Hasseln, Micheln, Dohrn, Eschen, Ellern, Brummelbeern, Hahnpoten un Mehlbeern un allerlei Tüügs, un günd Siit wedder'n Graben, dar weet jeder Buer, wo de Grenz is.

So hett se stahn förre hundert Jahr un so steiht se noch. Un wenn knickt ward, wat giwot denn 'n Barg Buschholt för'n Bachaben un de Kööck, tau backen, brenn'n und bäuten. Son'n Knick, dei hett siin Nutzen.

't Schönste is awer doch Nötplücken. Wenn't welf' giwot.

Of Brummelbeern plücken is nich leeg. Wi plücken se ümmer in de Mäg. Se sappst bloß so.

In't Fröhjahr . . . de irsten Blaum'n bläuh't an'n Knick, dar wo de Sönn ankam'n kann. Achtern Garen an den Knick wiren jedes Jahr de ersten Veilchen. Eenmal — 't is lang her — dar gäng ick jeden Morgen hen un täuw, datt's opbräufen, ick wull se dei bring'n, de ick am leewsten op Erden harr. Sei hett sich nich mehr an de blauen Blaumen freit; ick heww'f ehr 'rutbröcht nah'n Kirchhof un se dar henlegt un dacht, ick harr se ehr gewen. Ich wüßt dat damals nich anners. Naher hewwt klaufe Lüüd mi seggt: wat ut is, is ut. Un ick heww jem dat afnahm'n. Nu weet ick't awer beter un dat hett mi de Knick lehrt.

Wenn't Winter is, denn is he dood; dood wie'n Minsch in't witte Doodenhemd un wer frömd dörch de Gegend kummt, de mutt rein tau meen'n: de Knicken sünd Undög, Landverswendung, äwerlewte Inrichtung ut ohle Tiiden, wie de ohle Blowen.

Awer laa't'n wedderkam'n, wenn't gräun ward. Wat bläuh't denn Alles in'n Knick, wat singt dat in'n Knick un wo fleep't de Knicken dat Land, als harr de lew Gott seggt: Di will ick smuck maken, ick heww Di lew.

Un wanneer ward't gräun?

Nem Ostern. Denn ward de arm Knick ostergräun un lewt op: un de Minsch schull för ewig tauslapyen un vergahn? Wo künnt de Klauken so leegen? Klauke Minschen boot Telegraphen, Iserbahn, Panzerthörn, Eifel-

thörn, Wirthshüser un Tuchthüser, awer nich'n Platz, wo de Gälgaus bräuden kann; vun den Grau-Jritsch garnig tau seggen.

Un Stötelblaum'n, un wille Rosen un dit un dat, wo waßt dat anners als an'n Knick? Un fauder för de Zäg? Un Nöt? Un wo schall de Jung sich'n oorigen Piitschenstähl sniiden als ut'n Knick?

Se kam't ja nu all un smiit de Knicken dahl un maßt dar Pahlen hen un dar twischen so'n Draht mit iisern Dohrens, wo sich Minsch un Veih dat fell an twei ritt . . . 't deiht mi leed um de Gälgaus un de Grau-Jritsch un de Lüüd.

Uem de Lüüd, wiil's keen Gälgaus un keen Jritsch mehr hewwt. Dat deiht ja of nich nödig. Wenn se'n Dag öwer arbeit hebt, gaht se abends in'n Kraug. Dar steiht en nimodschen Musikkasten, dar steht se'n Nickel in un dei speelt jem denn den nigsten Hopphei vör.

Un dar spreekt's „hoch“ tau.

Awer se künnt dat nich ornd'tli un't hürt sich snaafsch an.

Wenn se sich awer wat tau seggen hewwt, wat ut'n Hatt'n kummt, denn redt's platt, un de Ohlen vertellt de Jungen, vun de Nöt, de Brummelbeern, de roden un blauen Blaumen, vun de lütten Vagels haben in de Telgen un den Swiinegel ünner de Stubben, vun Allens wat se weet . . . ut'n Knick.



Lehr't heww ick't doch.

In de Schaul, da hewwt se
 De Sprüch mi verhört,
 Dar heww ick of Refen
 Un Schriiwen lehrt.

Op Buervagts Schimmel,
 Dat oh! blinne Peerd,
 Dar heww ick bi lütten
 Dat Riiden lehrt.

In'n Graben in't Redder,
 Wo Nümms uns hett stört,
 Dar heww ick ganz heemli
 Dat Smöken lehrt.

Un wie ick of grüwel,
 Ick raad doch verkehrt:
 Wo heww ick denn bloß wol
 Dat Küffen lehrt?



Uns Maneer.

De Stadtmamsell, de sitt un speelt
Klaveer den ganzen Dag.
Wenn ehr doch de Gesundheit fehlt,
Wie se dat utholl'n mag?

Un wenn dat schummert, fangt se an
Of noch dabi tau sing'n;
Un singt so lut, als se man kann,
Als schulln de Finstern spring'n.

De Stimm geiht op, de Stimm geiht dal,
Als wenn de Angst ehr drew,
Un wat se singt, is allemal
Dun Lew un nig als Lew.

Wenn wi Art Lüüd op't frigen gaht,
Denn brukt wi keen Klaveer.
En Kuß un üm de Callje faat't:
Dat is so uns Maneer.



Nemmer groÿartig.

Icÿ wull, icÿ harr de ganze Welt
 Un Sünn un Maan un Steern,
 Un unse'n Könnig all siin Geld:
 Dat gew icÿ Di, miin Deern.

Un wenn icÿ noch wat Beter's sünn,
 Dat wir doch all' för Di.
 Du sühst, datt icÿ nich giezig bün:
 Wat heft Du nu för mi?



Wat icÿ dauh.

Miin Mudder seggt: Ja,
 Un miin Vadder seggt: Nee.
 Mi hewwt se nich fragt,
 Wat icÿ denn woll säd.

Miin Mudder, de is
 för en riike Partie;
 Miin Vadder seggt awer:
 Keen Glück is darbi.

Tau'm Heiraden hört doch,
 So veel icÿ weet, Twee.
 Un den Tweeten, den weet icÿ,
 De is't, den icÿ free.



Die flaschenbrüder.





Pastor Bernardus ging nachdenklich den Feldweg entlang.

Ihm waren die Gänge zwischen den hohen Knicks bis heute noch so etwas Außerordentliches, daß er dies Wandeln zwischen den ackereinfassenden Erdwällen, darauf Aufgebüsch wuchs und Schlehdorn, blühendes Gestäude, das er weder von Ansehen noch dem Namen nach kannte, als eine ihm besonders zuertheilte Freundlichkeit des Schöpfers pries, des barmherzigen Vaters, der ihn aus der Einsamkeit eines öden Haidedörfchens inmitten des Landes, hierher berufen hatte in den gesegneten Landstrich, wo Wald und Wiese, Hügel und See mit fettem Fruchtländ abwechselten, hierher, wo er der Hirte einer großen Schaar werden sollte, sie den rechten Weg zu leiten, wie er die kleine Gemeinde der unwirthsamen Haide gehütet hatte. Es war ihm schwer geworden, von den Armen zu scheiden, aber er wußte, daß er in empfängliche Herzen gute Saat gesäet hatte, die in Einsamkeit und Stille dem Herrn der Welten in Demut zureifte.

War es auch recht, Jene zu verlassen, die an ihm hingen? Waren es nicht gar Hochmuth und allzusificheres Vertrauen auf die eigene Kraft, die ihn anreizten, sich um die Pfarre der großen Gemeinde zu bewerben? War es nicht . . . ?

Warum wurde Pastor Bernardus so roth, so roth? Warum beugte er zerknirscht sein Haupt über die gefalteten Hände, als bekenne er schwere Schuld?

Wie in plötzlicher Eingebung richtete er den Blick seiner klaren blauen Augen nach oben, breitete die Arme weit aus und rief: „Herr, Du hast gesagt: ‚Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen‘ . . . siehe, ich thue nach Deinem Gebote. Denn Dein Gebot ist die Liebe.“

Gar bald aber legte sich die Verzückung der Freude und zwei tiefe Falten des Nachdenkens kräuselten dicht über der wohlgeformten Nase die Stirn des Pastors: „Steht nicht aber auch geschrieben im ersten Korinther im siebenten Kapitel: ‚Endlich wer verheirathet, der thut wohl, welcher aber nicht verheirathet, der thut besser‘? Und wiederum im Timotheo: ‚Es soll aber ein Bischof unsträflich sein, eines Weibes Mann, nüchtern, mäßig, sittig, gastfrei, lehrhaftig‘? Und ich bin nicht einmal Bischof, sondern nur ein Pfarrerlein, das aus dem Adjunktenstande, nach dem Tode des pastoris hujus loci an die Stelle des Heimgegangenen trat, sintemal es an Bewerbern um den kärglichen Platz fehlte. So aber dem Oberhirten ein Weib gestattet ist von Schriftwegen, warum nicht auch dem Aermsten der Hüter . . . sofern er ihm des Lebens Nothdurft zu gewähren vermag?“

Auch ihm war ein Weib erschaffen, wie einst dem Adam eine Gefährtin im Paradiese, jedoch wohnte er nicht in dem Garten Eden, wo es weder Sorge gab um Haus und Kleid noch um Speise und Trank, sondern er lebte arm, umschlossen von Armuth. Reich war nur sein Herz an Menschenliebe und an Hoffnung auf ein wenig irdisches Glück für die, die er heimführen möchte als sein ehelich Gemahl.

Darum bewarb er sich um die mit Gütern reichlich bedachte Stelle und sprach also:

„Willst Du, mein himmlischer Vater, daß ich von hier gehe, von dieser Heerde zu einer anderen, deren Hirte — Du weißt, es ist nicht Habgier von mir — keinen Mangel leidet, sondern sogar sich des Ueberflusses erfreuen darf, so liegt es in Deiner Güte, die Herzen der Wähler zu lenken, daß sie mir ihre Stimmen geben. Willst Du es nicht, so werde ich zurückkehren und bleiben und nicht murren und klagen. Aber Eine würde trauern . . . sie, der ich ein freudig Loos auf Erden bereiten möchte, denn kein schöneres, höheres, froheres Loos kann ich für ein Weib denken, als das einer Pastorin. Jedoch, wie Du willst.“

So berieth Bernardus sich mit dem Herrn und ging kühnlich an die Bewerbung, doch sank ihm der Muth wieder, wenn er bei genauer Selbstprüfung fand, daß sein sündiges Ich den Sündenwunsch nach Wohlleben und Genuß hegte, daß auch er an dem Glück theilzunehmen trachtete, das er einer Anderen zudachte, daß er im Grunde seiner Seele ein Heuchler, ein Sünder, ein Verworfenener sei, der die unverfälschte Wahrheit nicht gesprochen.

Dann bat und flehte er um Vergebung und wollte seine Bewerbung zur Selbstbestrafung zurückziehen, hielt es aber für ein Zeichen verzeihender Gnade, als ihm die Nachricht von der Zulassung zur Wahl gemeldet ward.

Furcht und Hoffnung, Zweifel und Vertrauen, Selbstanklagen und Rechtfertigungen bearbeiteten wechselseitig sein Gemüth, daß er anfang, schier zu verzagen, bis der Tag der Entscheidung den Qualen ein Ende machte, dieser Tag, an dem er garnichts mehr erhoffte, nachdem er die Wahlpredigten der beiden Mitbewerber gehört hatte und seine eigene Arbeit für Stümperwerk hielt, des Anhörens nicht werth.

Wie aber erschraf er, als der Landrath auf ihn zuschritt, ihn als den Erwählten zu beglückwünschen und diesem Beispiele die Ersten der Gemeinde folgten, Einer nach dem Andern, dem Range nach, mit biederem Händedruck und aufrichtiger Zufriedenheit.

Denn er hatte einfältiglich gepredigt und den Weg zum Herzen gefunden. Etliche aber hatten ihn gewählt, weil er ihnen anspruchslos erschien und der Gemeinde wohl keine Kosten verursachen würde; Andere hofften ihm die Aecker abzupachten, die bei der Pfarre waren, da sie erfahren hatten, er sei in weltlichen Dingen unweise und könne einen Pflug nicht von einer Egge unterscheiden, und wieder Andere wählten, wie die Anderen wählten.

So ward Bernardus Pfarrer von Bohmede.

„Ohn' mein Verdienst und Würdigkeit,“ sprach er, als er allein war, „ohn' mein Verdienst. Um so mehr aber erkenne ich den Willen des Herrn, der hat mich behütet, geleitet und geführt, wie Israel durch das rothe Meer. Sein Wille gab mir die Stelle und also ist es sein Wille, daß ich heirathe. Ihm sei Lob und Dank in Ewigkeit. Hallelujah, Amen!“

Seine Gedanken gingen zu der Auserwählten seines Herzens.

Sie wußte noch nicht, daß er zur Wahl sei; er hatte ihr seine Sorgen weislich verschwiegen, daß sie nicht davon in ihr Herz hineinnehme und Sorge und Bange und Leide gleich ihm. Er hatte erfahren, wie es schmerzt, wenn des Schicksals Hand die knospenden Sprossen der Hoffnung unerbittlich bricht und aus der verletzten Seele thränendes Leid quillt und wie die Harschen sich auf des Menschen Antlitz abzeichnen in Falten und Gruben als Narben des Kummers und des Grams. Ja, auf ihrem lieben Gesichte stand auch die Schrift des Seelenleids zu lesen, das Harren

und Warten, das Entsagen, Hoffen, Verzagen und Wiederhoffen: nun aber sollte es aufblühen, wieder jung werden, wie es früh alt geworden war vor der Zeit, sich röthet im Sonnenscheine des Glückes, wie es bleichte im Schatten der Sorgen.

Er wollte einen langen Brief schreiben, da er aber vernahm, daß seine Mitbewerber den Ihrigen das für sie ungünstige Ergebnis der Wahl telegraphirten, faßte er den Entschluß, den glücklichen Entscheid an die Erwählte seines Herzens ebenfalls durch den Draht zu senden. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er telegraphirte.

Deshalb erkundigte er sich, wie dies geschähe und was es koste und erfuhr, daß jegliches Wort bezahlt werden müsse. Hätte er Alles drahten wollen, was er auf dem Herzen hatte: schwerlich wäre in der schmalen Börse eines Pfennigs Werth geblieben. So aber sann er und telegraphirte an Elsabe Gärtner in Werpendorf: „Psalm 128, Johannes Bernardus, Pastor zu Bohmede.“

Das war schlau, denn es war sparsam; es war aber nicht klug gethan, denn die Depesche machte einem Mädchenherzen viel Unruhe, daß es immer wieder und wieder fragte: „Kann es sein? Kann es wirklich sein?“ und darauf antwortete: „Nein, es ist nicht möglich, es wäre zu großes Glück. Und doch steht hier: Johannes Bernardus, Pastor zu Bohmede. Er ist es, er ist es wirklich. Johannes ist Pastor in Bohmede.“

Nun verstand sie die Worte des Sängers: „Du wirst Dich nähren Deiner Hände Arbeit; wohl Dir, Du hast es gut!“ — Ja, arbeiten wollte sie. Ach, sie scheute kein Handanlegen und Zufassen. Sie war Arbeit gewohnt . . . Arbeit für Andere. Und künftig Arbeit für sich selbst . . . für ihn! Sie hätte laut aufjauchzen mögen.

„Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock

um Dein Haus herum," las sie weiter in dem Psalm, „Deine Kinder wie die Olzweige um Deinen Tisch her.“ — O, Johannes," flüsterte sie und erröthete.

„Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet.“ — Dich segnet der Herr, Johannes," sprach sie, „Du Guter, Du Frommer, Du Mann mit dem Herzen eines Kindes.“

Sie gedachte, wie sie sein pflegen werde, wie sie ihm alle Sorge abnehmen wolle, die sie zu tragen im Stande sei, auf sein Hab und Gut achten, es hüten und mehren, wie sie die Erste am Morgen sein müsse, wie schonend die Wäsche behandelt werden sollte

Jäh brach das Sinnen ab; wie ein Erdstoß, Alles über den Haufen werfend, erhob sich plötzlich der Schreckgedanke: „Er hat Dein ja noch garnicht zum Weibe begehrt.“

Nie war ein Wort über seine Lippen gekommen, das als ein werbendes hätte ausgelegt werden können, nie hatte er zu ihr von Liebe gesprochen, niemals und doch wußte sie, daß er sie liebte. Hätte Jemand sie gefragt, woher sie solches Wissen habe, sie wäre nicht im Stande gewesen, zufriedenstellenden Bescheid darauf zu geben als ihm allein. Ihm hätte sie gesagt: „Ich glaubte an Deine Liebe; was bedurfte ich da der Worte und Zeichen?“

Er aber hatte nie gefragt.

Sie diente in Familien, nicht als Magd, sondern als eines jener gesellschaftlichen Halbwesen, die darauf angewiesen sind, sich Unterhalt zu erwerben, indem sie arbeiten wie Mägde, ihrer Herkunft und ihrer Erziehung wegen aber zur Herrschaft gerechnet werden. Das einzige Seidenkleid für alle feste und feiern und die zerarbeiteten Hände für jeden Tag, denen elbst Mandelkleie für Ostern und

Pfingsten nicht aufhilft, kennen sie Alle miteinander, denen das gleiche Loos ward, das Loos der Verwaisung.

So war es gekommen, daß er sie in der Familie eines Geistlichen sah, wo sie die Dienste einer Krankenpflegerin ersetzte, ohne Murren ihre „Pflicht“ that, deren eine bezahlte Hilfe gar bald überdrüssig geworden wäre. Sie ertrug manch hartes Wort der ungeduldigen Kranken, sie ging nicht davon, wie eine Freie gethan hätte. Sie mußte aushalten, denn ihr gesellschaftlicher Stand band sie. Es kam ihr auch nicht in den Sinn, zu kündigen, denn war es nicht schon hoher Lohn, daß man sie, die nichts gelernt hatte als ein wenig Handreichung, klötrige Gouvernantenweisheit und halbschichtiges Benehmen, in einem Hause litt, wo sie sich vervollkommen konnte, wenn sie sich fleißig, anständig und unverdrossen zeigte? Und so diente sie, eine Heldin im Kampfe mit der Alltagsnoth, gerüstet mit Demuth, Bescheidenheit uud Vertrauen auf Gott. Sie hatte nur ihn, den sie Du nannte, sonst Niemand in der Welt.

Jahre kamen und Jahre gingen, auch sie wechselte Ort und Unterkunft. Lange Zeit hindurch hörte sie kaum den Namen des Adjunkten vom Haidedorfe, dann wieder fügte es sich, daß sie in seine Nähe kam. Jetzt war sie fern ab von ihm. Ob sie ihm je wieder begegnete? Der Weg war weit und die Pflicht eine bindende Fessel.

Nun aber die Depesche! Durfte sie deren Sinn also deuten, wie sie ihn deutete, auf ihr Glück, auf ihre Zukunft? Oder wollte er ihr nur mittheilen, wie der Herr ihm Gnade erwiesen, ihn zu höherem Amte berufen habe und er nun gedächte, ein Weib zu nehmen? Ein Weib . . . nicht sie, Elsabe Gärtner, sondern eine Andere. Er hatte sich ja auch nicht um sie gekümmert so lange, lange Zeit. Was auch könnte sie ihm sein?

Wenn es aber doch wäre?

Es war nicht klug von Johannes Bernardus gewesen, den hundertachtundzwanzigsten Psalm der Aufklärungsstrippe anzuvertrauen, wie der Dr. med. Langstaller in Böhmede den Telegraphen nannte; als Depesche richtete das Wort viel Herzeleid an, statt der Freude, die es bringen sollte.

Am selbigen Abend ließ er jedoch einen Brief folgen, einen Brief von acht engbeschriebenen Seiten. Darin sprach er Alles aus, was sein Innerstes an Hoffnung erfüllte, das Geständniß seiner Liebe und die wunderbare Fügung, der er verdankte, daß er es frei bekennen könne, jetzt, da ihm gegeben sei, die Seinigen vor Mangel zu bewahren. Und als Nachsatz fügte er hinzu: sie möge den Tag der Hochzeit bestimmen, je eher um so lieber.

Dieser Nachsatz bewies Bernardus' Unerfahrenheit in weltlichen Dingen und seine Unbekanntschaft mit den Vorbereitungen, die zu einer rechtschaffenen Ehe erforderlich sind. Im nächsten Frühjahr konnte Hochzeit sein, nicht eher. Und jetzt war erst Herbst. —

Seit einigen Wochen hatte er sein Amt angetreten und Alles war ihm noch neu. In dem großen Pastorate bewohnte er eigentlich nur das Studirzimmer; die anderen Gemächer waren öde Räume, da er nur den unentbehrlichsten Hausrath besaß, der des Weiteren knapp für ein Eß- und ein Schlafzimmer reichte. Das Hauswesen verwaltete Mamsell Dorothea Wallers, ein in lebenslanger Fehde mit Mägden und Knechten ergrautes Frauenzimmer, dessen Beruf darin bestand, bei Wittwern solange der Hausherrschaft vorzustehen, bis der trostlose Gatte sein einzig Heil in der Wiederverheirathung ersah. Dann zog sie ab und lebte wartend für sich hin, bis der Tod irgendwo eine Lücke schlug, zu deren Ausfüllung man ihrer be-

durfte. Wer ihrer Leitung unterstanden hatte, dachte mit gelindem Grauen an die Zeit zurück; sie war sauber, ordentlich, pünktlich, rechtlich, aber hart. Der Ruf ihrer Tüchtigkeit ging durch das Land, wie weh aber die Tüchtigkeit thun konnte, das sagte Niemand, weil es eben schwer zu sagen war. Selbst Bernardus, der geduldmüthige, sah sich gezwungen, sie zu bitten, die Fenster seines Studirzimmers nicht am Sonnabend waschen zu lassen, da er an diesem Tage in Stille seine Predigt arbeite. Ob sie nicht den Montag für geeigneter halte?

Hierauf entgegnete Mamsell Wallers in entschiedenem Tone: „Herr Pastor, was sollen die Kirchleute denken? Sollen die Leute meinen, ich ließe Herrn Pastor, mit Erlaubniß zu sagen, in Schmutz vergehen, und das durch die ganze Gemeinde tragen? So was bleibt ja blos auf mir behaften und ein ordentliches Frauenzimmer hat ja weiter keine Reputatschon als ihre Rendlichkeit.“

„Vielleicht paßt Ihnen der Freitag besser als der Montag?“ schlug Pastor Bernardus vermittelnd vor.

„An'n Freitag hat das Mädchen keine Zeit zu'n Fensterwaschen.“

„Dann am Donnerstag.“

Entsetzt blickte Mamsell Wallers den freundlich lächelnden Mann an, der froh wähnte, den rechten Ausweg gefunden zu haben, und fragte scharf und strenge: „Können Sie mir einen Ort in der ganzen Christenheit nennen, wo an'n Donnerstag die Fenstern gewaschen werden? Das ist nirgends Mode und wird es hier auch nicht. Gott soll mich schützen und bewahren, daß ich mir so gegen Recht und Gesetz verginge.“ — Pastor Bernardus mußte schweigen, denn er entsann sich keines solchen Ortes.

Am Sonnabend Nachmittag flatschten wahre Wasserfluthen gegen Pastor Bernardus' Studirzimmerfenster und

der Borstenquast bearbeitete kräftiger denn je die Scheiben, so daß Bernardus mit dem Einlernen seiner Predigt innehalten mußte. Sein Text hatte ihn nach Bethanien geführt. „Martha, Martha,“ sprach er vor sich hin. Und er gedachte der milden Maria. Die nahm die Gestalt Elsabe's an. Er seufzte: „Der Herr wird mich auch aus dieser Noth befreien.“

Mamsell Dorothea befahl der Hausmagd, nachdem die Fenster gewaschen waren, sich unverzüglich zum Nachbar-Bauer aufzumachen: „Mamsell Wallers ließe fragen, ob denn der große Milchkarrenhund gerade immer des Sonnabendsnachmittags so schrecklich bellend müsse, der Herr Pastor könne dabei unmöglich arbeiten. Ob sie keinen Stall hätten, den Köter einzusperrn, oder sie sollten ihm etwas zu fressen geben, daß er den Hals voll hätte.“

Nach einer Weile kam die Magd wieder.

„Se leeten veelmals wedder gröötten un de Hund harr nig anners lihrt als bell'n,“ bestellte sie zurück. „Un insperert würd de Hund nich, säd'n se, dar harr he sich nich tau vermeid, un satt wir he, säd'n se, hei wir ja Gottlow nich op Mamsell Wallers anwiist, säd'n se.“

„Un dei Buer will den Herrn Pasturen dat Land aspachten,“ rief Mamsell Wallers. „Un Lüd mit so'n gottlose Hunn'n, de'n Paster in de Predig blafft, ward keen Land verpacht, nich so veel as'n Mullwormdutt groot. Wat so'n Buer sich inbild't.“

Noch an demselben Abend waren dem Nachbarn diese Worte hinterbracht und Pastor Bernardus hatte einen Mann in der Gemeinde, der ihm feindlich gesinnt war, ohne daß er darum wußte.

Die zweite Hauptperson im Dorfe Bohmede war Dr. Langstaller, der Arzt, ein Wittwer, den die Wallers ausnahmsweise nicht wieder in die Ehe zu treiben vermocht

hatte, da er sich ihrer entledigte und so lange im Wirthshause speiste, bis er eine geeignete Haushälterin fand. „Verehrter Herr Pastor,“ fragte er den Neuling geradeaus, „wie steht es mit der Frau Pfarrerin? Ich weiß, es steht geschrieben: ‚es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei,‘ und da vermuthete ich . . .“

„Ich werde mich demnächst verloben.“

„Also noch nicht fest? Ich wüßte Parteien hier in der Umgegend; es ist da Manche, die mit Wonne Frau Pastorin würde; und mit Vermögen, mit großem Vermögen.“

„Ich sehe nicht auf Gut und Geld.“

„Um so besser, wenn Sie es nicht nöthig haben.“

„Nicht nöthig? Ich besitze nichts, so gut wie nichts. Einige Bücher, einige Pfeifen, etliche Möbel und meine Kleidung, das ist Alles, was ich habe.“

„Da müssen Sie doch auf Geld Rücksicht nehmen.“

„Meine Elzabe ist eben so reich wie ich.“

„Aber Sie müssen sich doch einrichten, das Alles kostet.“

„Daran dachte ich noch nicht. Auch beginne ich nichts in dieser Hinsicht ohne Elzabe. Sie weiß darin besser Bescheid als ich.“

„Sie haben sich wohl wenig mit praktischen Dingen abgegeben, Herr Pastor?“

„Wenig. Ich lebte einsam mit meinen armen Pfarrkindern; ihre Welt war klein, ihre Ansprüche gering. Sie baten um das Brot des Lebens, das reichete ich ihnen, wie mir die Schrift es gab.“

„Mein lieber Herr Pastor, hier in Bohmede haben Sie mit allerlei Menschheit zu thun, da wird Verschiedenes von Ihnen verlangt. Früher war es hier auch einfacher, aber seitdem wir die Post haben und auch die Aufklärungsstrippe, den Telegraphen, ist es anders geworden; seit der Zeit sind wir mit der großen Welt verknüpft und die hat

uns gewaltig infiziert. Und steht nicht auch geschrieben: mit den Wölfen muß man heulen?"

„O nein, das steht nicht geschrieben. Wohl aber ist geboten, kein Aergerniß zu geben. Ich will mit meiner Gemeinde gehen, daß sie mit mir gehe.“

„Darum sehen Sie auf Ihren Umgang, verehrter Herr Pastor. Bevorzugen Sie die Bauern, stoßen Sie die Honoratioren vor den Kopf — verzeihen Sie, daß ich als Alteingefessener Ihnen Rathschläge gebe, aber ich meine es aufrichtig — halten Sie sich zu sehr zu den Gutsbesitzern, Beamten und Pächtern, stoßen Sie die Bauern vor den Kopf, außerdem haben wir zwei Krämer im Ort, nehmen Sie Ihren Bedarf bei dem Einen, verfeinden Sie sich mit dem Anderen und dessen Anhang . . .“

„Das sind doch Nebendinge,“ unterbrach Bernardus den Doktor, „die Hauptsache ist mein geistlich Amt und darin ist mir Jeder gleich, darin kenne ich weder hoch noch niedrig, nicht reich noch arm, sondern nur den Bruder. Ein anderes Gesetz giebt es nicht.“

Der Doktor lächelte. „In Ihrem Haidedorfe mochten Sie Recht haben, denn es steht geschrieben . . . das heißt . . . ich meine, dort gab es keine Unterschiede. Aber hier sind sie. Der Amtsvorsteher dünkt sich zum Beispiel mehr als ich, denn er kann Vorschriften polizeilicher Art ausgeben, denen ich mich zu unterwerfen habe. Dagegen, wenn er krank ist, laß ich ihn purgiren, so viel ich für gut erachte. Aber wann ist er krank? Und das läßt sich nicht bestreiten: der Kranke ist vor dem Arzte ein Armer, der Hilfebedürftige, der allen Stolz und Hoffahrt ablegt und der Trost und Seelenrath Suchende offenbart sich dem Priester als ein verlassenes, sündiges Menschenkind. Aber sobald man gesund und wieder oben auf ist, schätzt man den Arzt nur nach seinen gesellschaftlichen Eigen-

schaften und sieht in dem Pastoren mehr den Privatmann als den Seelsorger. Darum rathe ich Ihnen, daß wir als Vertreter der beiden Fakultäten, denen der Mensch so seine Seele, wie seinen Körper anvertraut, zusammenhalten. Mein Rath steht Ihnen zu Diensten, Ihr Vorgänger hatte es von Anfang an verdorben; darum suchte er auch baldigst von hier wegzukommen. Er hielt es mit dem Amtsvorsteher; das war sein Fehler. Wir haben zwei Kegelpartien. Die eine besteht aus mir und meinen näheren Freunden, die andere aus Leuten, die sich die Vergewaltigung des Amtsvorstehers gefallen lassen. Ich denke, wir werden das Vergnügen haben, Sie des Dienstags und freitags bei uns zu sehen."

"Ich klege nicht," erwiderte Bernardus sanft. "Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht darin zu Gefallen sein kann, so gern ich mich Ihnen für Ihre Rathschläge erkenntlich erweisen möchte. Wo es aber Noth zu lindern gilt, wo man meines Zuspruches bedarf, dorthin will ich unverzüglich gehen. Zu den Mühseligen und Beladenen . . ."

"Führt auch mich die Praxis, sozusagen das Geschäft," unterbrach ihn Dr. Langstaller mit unverkennbarer Gereiztheit im Tone. Aber man ist doch außerdem Mensch."

Pastor Bernardus blickte den Redenden an, als verstände er ihn nicht. Und es war ihm auch unbegreiflich, wie er sich seines Amtes entschlagen könnte, um den Freuden des Lebens zu fröhnen. Sein Amt war ihm Herzensangelegenheit, ein heiliger, großer Beruf.

"Sie entschuldigen mich, meine Kranken warten," brach Dr. Langstaller ab.

"Darf ich Sie begleiten? Oft hilft ein tröstend Wort wie eitel Urzenei."

"Es ist ein Keuchhustenkind, das ich zunächst besuche," entgegnete der Doktor mit schlecht verhehltem Spott, "dann

habe ich einen Zahn auszureißen, mein dritter Patient ist ein falsch verdauender Säugling; ich bezweifle, daß Worte da helfen, Herr Pastor. Im Gegentheil, Belladonna, die Zange und Rhabarber mit Magnesia werden schon ihre Schuldigkeit thun. Ich wünsche Ihnen Guten Morgen."

"Guten Morgen," erwiderte Pastor Bernardus milde. "Der Herr segne Ihre Hand, denn er ist der Arzt, von dem alle Hilfe ausgehet."

Dr. Langstaller schritt eilend von dannen und brummte vor sich hin: „Der giebt nie den dritten Mann zum Skat; er ist zu formelfromm, als daß Jemand etwas mit ihm anfinge. Selbst der Amtsvorsteher nicht; das ist mein Trost.“ —

Der Amtsvorsteher versäumte nicht, dem neuen Herrn Pastor seinen Besuch zu machen und ihn zum Familienverkehr einzuladen. Die Frau Amtsvorsteher würde ihm mit dem größten Vergnügen Aufschlüsse über das gesellschaftliche Leben geben und ihn in die Verhältnisse einweihen. Nicht Alles sei so geartet, wie es von außen scheine. Manche thäten fromm und kirchlich, obgleich sie im Verborgenen mehr als weltlich zu Werke gingen, auch Dr. Langstaller führe mitunter Bibelsprüche im Munde und sei doch ein Anhänger Darwins.

"Es sind wohl Sprüche, aber nicht immer Schriftsprüche," schaltete Bernardus ein. „Er vermeint jedenfalls, Gutes damit zu stiften."

"Das hoffe ich, obgleich ich leider bekennen muß, daß er mir mein Amt unnöthig erschwert, indem er den Leuten die Gesetze auf seine Weise auslegt und ihnen die Wege der Umgehung zeigt. Ich bin nämlich für Strenge, äußerste Strenge. Nur scharfe Strafe hält Zucht und Ordnung. Heute, wo nicht allein die unteren Klassen, sondern auch die Bessergestellten den verführerischen Lehren der Staaten-

umwälzler hinhorchen und die Autorität auf jedem Gebiete merkbar abnimmt, kann nur die unnachsichtlichste Durchführung der Gesetze dem Verderben Einhalt thun. Da ist es ein Verbrechen, wenn studirte Leute das Ansehen der Regierung mit Spitzfindigkeiten und Trugschlüssen untergraben. Und wie wird die Kirche geschädigt, wenn Jemand die Lehre der Affenabstammung verbreitet! Ein Jammer, daß gegen solche Volkverführung keine Gesetze gegeben worden sind. Ich wäre in diesem Falle für Haft."

"Wer verloren ging, wird wieder gefunden. Ein guter Hirte sucht, bis er das verirrte Schaf findet. Man muß dem Verstockten mit dem Worte nahen. Das erschließt sein Herz und führt ihn zurück."

"Wenn das möglich wäre. Ihr Herr Vorgänger gab es zuletzt auf. Wir haben nämlich Zwei hier im Nachbardorfe, zwei Kerle mit ihren Familien, die ich schon längst in polizeiliche Obhut genommen hätte, um die Gemeinde für kommende Zeiten vor unvermeidlichen Ausgaben und Lasten zu bewahren, aber ich konnte ihrer bis jetzt nur noch nicht habhaft werden, weil eben der Herr Dr. Langstaller sein Vergnügen an den beiden Menschen hat. Er nennt sie die lustigen Personen in dem Trauerspiel des Erdenlebens, das sich in dieser Ecke unseres Planeten abwickelt und verweigert sein ärztliches Gutachten, das die Beiden unter Aufsicht bringen soll. Und nicht er allein, nein sein gesammter Kegelflub ergötzt sich an dem Treiben der Trinker und — unter uns gesagt — an der Vereitlung meiner Bestrebungen, dem Skandal ein Ende zu machen. Mir wär' es auch recht, wenn es Ihnen, verehrter Herr Pastor, gelänge, Jene vom Branntwein zu bringen, die beiden Einzigen in der Gemeinde, die es arg machen, wenn auch der Doktor und sein Anhang ihr

bisheriges, meiner Meinung nach unqualifizirbares Amüsament einbüßten.“

„Ich rede zu ihnen und lasse nicht nach. Der Herr wird mir helfen.“ —

Die Beiden, denen die Befeuerung galt, hatten keine feste Arbeit, sie hielten Regelmäßigkeit nicht auf die Dauer aus. Wenn sie eine Weile fleißig gewesen, dann kam der böse Geist der Faulheit über sie und wonnigem Nichtsthun ergeben verbrachten sie Tage und Nächte in Busch und Feld, mit Mundvorrath und Branntwein versehen, bis sie keinen Groschen mehr hatten. Dann nahmen sie wieder Arbeit in Afford an, einerlei welcher Art, und schafften mächtig.

Sie waren stets selbänder. Als Knaben hatten sie wie Brüder von einander gehalten, zusammen gelernt, zusammen ihre Prügel gekriegt. Sie hatten zusammen gedient, zu gleicher Zeit geheirathet, der eine ebenso unbesonnen wie der andere und waren nach und nach dem Branntwein verfallen. Sie fingen gleichzeitig an, dem „Köhm“ Geschmack abzugewinnen und den Lebenswandel ins Werk zu setzen, der dem Dr. Langstaller Vergnügen, der übrigen Gemeinde aber Aergerniß bereitete.

„Würde man nach darwinistischen Grundsätzen den Menschen die unvernünftige Wahl ihrer Lebensgefährtin erschweren oder noch besser, unmöglich machen“, sagte der Doktor, „hätten die beiden Kerle nicht zwei Weibsbilder geheirathet, die sie in den Suff treiben mußten, aber die Herren vom Gericht fragen nur darnach, ob die Papiere in Ordnung sind und die Herren Geistlichen geben ihren Segen dazu, als wenn der alle Schiefe und Krumme grade und alle Schlampen und Schlumpen zu Engeln machen könnte. Der Mediziner, der Physiologe und Psychologe wird nicht gefragt, dazu sind wir noch zu weit

zurück und das menschliche Geschlecht wird immer skrophulöser, dünnbeiniger, spitzbrüstiger und widerstandsunfähiger gegen Bazillen und Seuchenpilze. Was das Vieh anbelangt, da sehen die Bauern sich vor. Ich habe seiner Zeit gewarnt; man hätte die beiden Schlampen in ihre Heimath schicken müssen, anstatt zwei tüchtige Kerle an sie zu fetten. Nun erfüllt sich, was vorauszusehen war: die Weiber und Kinder verkommen und die Männer saufen. Aber der Wille des Herrn Amtsvorstehers geschehe und der Segen des Pastors walle über diesen christlichen Familien. Mag die Gemeinde sich bei denen bedanken. Schade um den Brand, noch mehr schade um den Willwater. Was hätte aus denen werden können. Kerle, wie Gold."

Brand war ein kleiner untersehter Mann mit roth-blondem Haar und flottem Schnurrbart, auf den er große Stücke hielt. Waren auch Kittel und Weste zerrissen und die Hosen nicht ganz, der Schnurrbart war kunstgerecht gezogen und gedreht, und dadurch sah Brand aus, als hätte er die Lumpen nur zur Verkleidung angezogen. Welch' schmucker Mensch, wenn er sauber und ordentlich in Zeug ginge.

Willwater, der Andere, war ein Hüne von Gestalt, breitbrüstig, breitschultrig, mit blondem dichtem Vollbart, wie die alten Wifinger abgebildet werden. Seine Augen waren hellblau und groß, wie Kinderaugen. Und dieser Riese konnte wie ein Kind geleitet werden, wenn der Kömteufel ihn nicht besaß, wenn er nicht durch Stacheln und Sticheln allmählig in Zorn geheßt wurde. Und arbeiten konnte er. Die Leute sagten: „Hei is'n durwuelten Kirf.“ Er hatte auch doppelt soviel Kräfte als Andere, die stark waren.

Brand hatte das von Ostpreußen hergezogene Mädchen kennen gelernt und Gefallen an ihm gefunden; Will-

water ward mit der Busenfreundin jenes Mädchens als bald bekannt.

Das war im Frühling.

Als es herbstete, war der Amtsvorsteher nicht minder froh als der Geistliche, daß die Doppelhochzeit gefeiert wurde und zwar zur Vermeidung jeglichen Uergernisses.

„Willwater,“ hatte Doktor Langstaller ihn gefragt, „wie könnt Sei als en vernünftigen Mann dat Frugensmensch dar achter ut de Polackei heirad'n? De paßt hier nich her; dat is'n anner Slag un't is grad so, als schull'n Peerd' mit'n Kauh tausam'n in'n Plaug gahn.“

Willwater lächelte verlegen. „Ich heww ehr't versprafen.“

„Wie kam't Sei dartau? Se is ja nich mal hübsch. Un'n oll' Slanter'sch is se, wat sitt ehr dat Tüg op'n Eiw.“

„Irst müg ich ehr of nich liiden, awer naher gefüll se mi ümmer beter. Un Brand harr ja de anner.“

„Möten Sei denn ümmer datfülwigte dauhn, wat Brand deiht?“

„Ich kann em doch nich alleen heirad'n laaten?“

„Dumm Tüg.“

„Wenn ich nee segg un miin' lopen laat, denn lett hei siin' of lopen un hei is so bannig weg in siin'. Nä, dat kann'f nich.“

„Dar seh ich noch keen Unglück in. Hier sind doch smucke un ordentliche Deerns noog. Säuft Jug doch annere ut.“

Willwater wurde feuerroth. „Dar is nu nig mehr tau ännern.“ —

Am Abend erzählte der Doktor in seinem Kegelflub, daß die alte nordisch-germanische Treue kein leerer Wahn,

sondern noch lebendig im Volke zu finden sei, wenn auch nur spurweise wie seltene Pflanzen, die einer längstvergangenen Flora angehörten und an einsamen Stellen aufschössen. Er gab den Bierbrüdern umständlichen Bericht und sprach:

„Willwater rennt sehenden Auges in sein Verderben, indem er aus Freundschaft heirathet. Sagt er sich los, bleibt auch Brand ledig und damit der Eine das zweifelhafte Lebensglück des Andern nicht zerstöre, treten sie Beide in den Stand einer meiner Meinung nach unheiligen Ehe. Diese fremden Weiber sind nicht die rechten Gefährtinnen unserer Männer hier; sie haben andere Sitten, andere Gebräuche, kochen und wirthschaften anders und haben keine Familie, keinen festen Anhang. Da lassen sie sich gehen und wie es geht, geht's, nur nicht zum Besten. Das Amt und die Geistlichkeit sind aber für baldige Hochzeit.“

Diesmal behielt der Arzt Recht, trotz der Behauptung der Gegenpartei, in der Ehe würden die beiden starken, kräftigen Männer den günstigsten Einfluß auf die allerdings etwas unordentlichen, unsauberen, und, wie sich nicht leugnen ließ, auch etwas leichtfertigen Mädchen ausüben. An der Leichtfertigkeit hatten jedoch die beiden Männer wohl die Hauptschuld. So schwache Wesen und so robuste Kerle.

Jasminblüthe im Meiereigarten war es gewesen, Nachtigallensang und warme Abendluft. Die waren noch stärker als Brand und Willwater, der doppelte Kerl, zusammen. —

Brand und Willwater hatten sich einen Feiertag gemacht. Ihren Posten Steine an der Chaussee hatten sie zerklöpft und das Geld dafür eingestrichen — wenn Willwater daran ging, schaffte es — und nun lagen sie

unter den Haselsträuchen des Knicks, der ein kleines Gehölz inmitten der Felder umzog. Sie hatten die Westseite gewählt und ließen sich von der nachmittäglichen Herbstsonne warm bescheinen.

Sie konnten hinabsehen auf das Dorf da unten, mit der Kirche und den Häusern, darüber hinweg über Felder und Acker, bis an dunkle Hölzungen, die den Sehkreis abschlossen. Am Himmel stand leichtes Gewölk, das Licht von der Sonne fing und sich damit kränzte.

Willwater reichte Brand die Flasche.

Brand richtete sich auf, that einen langen Zug und stierte in die Landschaft.

„'t is doch wahr,“ sagte er.

„Wat?“

„So der Anblick der Natur is doch schön, wenn man 'n Lütt beten dun is.“

Willwater schwieg.

„Hest Du dar wat gegen?“

„Sowat is bloß för Dörnehme, so för de Sommergäst. Dei gaht ja of ümmer hier her, haben op'n Barg un wunnerwarft öwer de Utsicht. Ich seh awer nig wieder als dat Dörp un achtertau de Brahstöper Dann'n. De kann ich jeden Dag sehn. Wat seh ich daran?“

„Nimm man irst noch Een'n.“

„Ich glöw nich, datt't wat help't; awer wenn Du meenst.“

„Du kannst mehr verdreegen als ich, darvun kümmt dat. Wenn ich so'n Lütten heww, denn is mi so gemüthli, so vergnügt. Awer dar hört wat tau, ehr Du munter warst.“

„Du büst of immer gliif dun. Minsch, seh' Di vör. Se hebht Di all op't Kurn un wenn se Di mal sticken-

dun bedrapst, denn schriiwt se Di an. Un wat schall ick denn anfang'n, wenn Du nich mehr supen dörffst?

„Jck will mi woll wahr'n. Un wenn ick mal'n Sluck mehr nehm, denn paßt Du ja op mi.“

„Dat is mit'n Menschen als mit dat Veih, wiider als sin Tüder recht he nich. Du kannst nich mehr verdreegen, as Du verdreegen kannst.“

„Dat will'k Di wiisen,“ sagte Brand ärgerlich und setzte die Flasche an, trank sehr lange und blickte dann wieder in die Landschaft.

„Steiht dar op de Koppel nich Een bi den Wethagener Schäper?“

„Sühst Du all mit jedes Vog enkelt?“

„Nee, noch nich. Jck kann'n Barg verdreegen.“

„Ja, dar steiht Een. Un ick meen, dat is de nige Paster.“

„Gaud, dat de ohle weg is, dei hett mi dat Minsch antrugt . . . ick wull, de Düwel hal dat Minsch.“

„Schaam Di wat. Du heft ehr hemm'n wullt.“

„Diin is of nich beter.“

Willwater runzelte die Stirn und schwieg. Dann ergriff er langsam und bedächtig die Flasche, trank und brummte:

„Flauen Kram; de Köhm ward ümmer dünner.“

Da Brand nicht antwortete, trat Schweigen ein. In den Büschen zirpten einige Vögel und das Licht der Sonne färbte sich gelber und goldener. Aus dem lichten Westen her schritt Pastor Bernardus über die Aecker dem Gehölze zu, an dessen Rande die beiden Flaschenbrüder lagerten. Also hatte der Doktor sie benannt.

Der Wethagener Schäfer hatte dem Pastoren den Weg gewiesen zu dem Platz, wo der Seelenhirte die verlorenen Schafe finden würde; der Schäfer war kundig in

allen Dingen, obgleich er selbst schon anfing, recht stumpf zu werden.

„'n beten luter,“ rief er, als er die Anfrage nicht verstanden hatte. „Ich bün heel gesund, jau, heel gesund, un't Eeten smeckt mi, jau, un mi fehlt gorniy, jau, blot dat Gehör will nich mehr, jau.“

Der Pastor fragte, ob er wisse, wo Willwater und Brand sich aufhielten.

„Nee, Willwater hett keen'n Brand, de kann Köhm drinken, bet he em ut de Uhren wedder rutlöpt, jau, awer dun ward he nich, jau.“

„Wo Brand und Willwater sind?“

„Brand of? Jau. Dar an't Holt, dar hebbt se ehr Städ, jau. Wenn Se taugaht, draap't Se ehr noch, jau, un in'n Buddel hebbt se of woll noch Een'n, jau. De gewt gern en Sluck af. Jau.“

„Kennen Sie mich nicht?“

„Nee. Sei sünd woll Een' vun die Luftsnappers? Jau.“

„Ich bin der neue Pastor.“

„Nix för ungaud, Herr Pastur, jau. Wo schall ich dat weeten? Sommers mutt ich de Schaap händen un Winters mutt ich se faudern, jau, un in't Fröhjahr denn dat lamm'n, jau . . . awer Osterdag, denn gah ich tau Kirch, jau. Blot dat Gehör, jau. Awer ich slay nich in, nee, ich slay nich.“

„Das ist brav.“

„Jau, dar is so'n blanken Nagel in't Sautbrett in den Kirchenstauhl, jau, un wenn ich denn mäud ward, jau, denn kam ich bi un spee nah den Nagel. Dörleeden Osterdag heww ich'n dreemal op'n Kopp draapen, jau. Un dar wir de Predig ut. Jau.“

Bernardus war von dieser Art der Andacht nicht

sonderlich erbaut, aber ihn mildete das Wort in dem Johannisbriefe: „Wer seinen Bruder liebet, der bleibet im Lichte und kein Uergerniß ist bei ihm“; und als er dem alten verwetterten Schäfer in das Antlitz blickte, überkam ihn großes Mitleid.

Ein langes, arbeitsames Leben hatte seine Runen hineingeschrieben in die braune, von Regen, Wind und Sonnenschein gegerbte Haut, die schon todt vor der Zeit erschien. Nur die hellen Augen unter den weißen, starkebuschigen Brauen waren lebendig und klar, wie die des weitsehenden Habichts.

„Auch außerhalb der Kirche spricht der Herr,“ rief Bernardus dem Alten ins Ohr. „Er redet zu uns durch Thau und Regen, durch das Säuseln des Windes, in Sturm und Ungewitter . . .“

„Jau,“ unterbrach ihn der Schäfer, froh, ein Wort verstanden zu haben. „Jau, Gewitter hebbt wi'n Barg hatt, den ganzen Sommer, jau. Un id' dacht ümmer, wenn dat so blihen deh, ob uns Herrgott wol mal dat ohl Kauhhus tau sich nehmen ded, jau, awer't steiht noch. Jau. Un'n niges is so hochnödig op Wethagen; jau.“

Bernardus seufzte. Die Pforte, durch die das Wort Eingang finden sollte, war so eingerostet, daß sie sich nur mit Mühe öffnen ließ; auf mündliche Belehrung mußte er verzichten. Aber das Auge war glashell.

„Ich will Ihnen ein Büchlein geben,“ schrie er ihm ins Ohr, „ein Büchlein zum Lesen . . .“

Der Alte lächelte überlegen. „Lesen?“ fragte er. „Lesen? Lesen heww id' miindaag nich kunnt, jau, dat wir of nich nödig, als wi noch jung wir'n, jau. Uwer jedes Schaap kenn id', jau. Düsse hier taum Bispill,“ er wies dabei auf ein großes Lamm, das in der Nähe

graste, „Düsse is vun den meckelbörger Buß full'n, jau, dat is ganz de Vadder. Jau.“

„Solches Wissen ist gut für dieses Leben, aber es genügt nicht für das Jenseits. An etwas muß der Mensch sich halten.“

Der alte Schäfer hatte nicht verstanden und wandte Bernardus das Ohr zu.

„An etwas muß man sich halten,“ wiederholte Bernardus eindringlich und laut.

„Jau,“ entgegnete der Alte, „dat mutt'n, jau; ick höll mi an miin Piip.“

„Wissen Sie denn Nichts von dem, was Noth ist, nichts vom sündigen Adam bis auf ihn, den Geisteshelden, Martin Luther?“

Der Alte kopfschüttelte; er hatte keine Silbe verstanden.

„Kennen Sie Martin Luther?“ fragte Bernardus aus vollem Halse.

„Jck nich. Nee ick nich. Awer't is mägli, datt hei mi kennt. Jau. Mi kennt veel Lüüd, jau. Heel veel Lüüd. Jau.“

Bernardus verabschiedete sich und überlegte im fürbawandeln, wie wohl dem alten Heiden die Heilswahrheiten zugänglich gemacht werden könnten, oder ob der Alte aus treuem, redlichen Leben in die Grube fahren würde, in wirren Begriffen von göttlichen Dingen, in geistiger Armuth.

„Er wird selig werden, denn selig sind, die da geistlich arm sind,“ tröstete sich Bernardus. „Die aber, die ihm sein geistig Erbe vorenthielten, die müssen dereinst Rechenschaft geben.“ Und von dem Gedanken getrieben, daß er ausgegangen sei, Sünder zu befehlen, schritt er den vom Schäfer gewiesenen Weg so eilig es ging, querfeldein

über Gräben und durch Knicke, bis er vor ihnen stand, den beiden Verlorenen.

Willwater stellte sich kerzengrade und grüßte militairisch. Er überragte den Pastor um Haupteslänge, durch die dünne blaue Jacke von grober Leinwand drückten sich die ebenmäßigen Formen der kräftigen Armmuskeln, das schmutzige Hemd schloß sich nicht ganz über der breiten herrlich gebauten Brust, und schlank ragte er auf. Schade um den Menschen.

Brand versuchte hoch zu kommen, aber der Schwerpunkt seines Leibes verschob sich trotz allen Bemühens immer wieder nach dem Kopfende und das Gesicht röthete sich in der vergeblichen Anstrengung.

„Wer ist Brand?“ fragte der Pastor, „und wer ist Willwater?“

„Jck heet Brand un heww'n Brand,“ antwortete der auf der Erde Liegende, „un he heet Willwater, awer Water will he nich.“

Er lachte heifer dazu und blinzelte den Pastor beifalls-lüftern an.

Willwater aber gab ihm einen Stoß mit dem Fuß in die Seite.

„Watt stöttst Du mi?“ fragte Brand aufgebracht.

„Du schallst dii schaamen för den Herrn Paster.“

„Keinen Streit, lieben Leute,“ begann Bernardus. „Ich komme zu Euch mit Frieden und gutem Willen im Herzen und hoffe, daß auch Ihr mir entgegen kommt. Ich möchte Euch zurückgewinnen, wieder gewinnen der Ordnung, dem Geseße!“

„Die Geseßen sünd man so scharf,“ fiel ihm Brand in's Wort. „Wer ein ganz lüer lütt Bitschen über'n Durst trinkt, den hätten sie gleich bei'n Wickel.“

„Ich meine nicht das Geseß des Staates, sondern das

Gefetz des Herrn, das Euch gebietet: „So leget nun von Euch ab, nach dem vorigen Wandel, den alten Menschen, der durch Lüfte in Irrthum sich verderbet“. Und ferner Epheser am fünften: „Und saufet Euch nicht voll Weins, daraus ein unordentliches Wesen folgt; sondern werdet voll Geistes“. — Wie steht es um Euer Haus, Eure Familie, Eure Kinder? Unsauberkeit herrschet darin, Noth und Verdruß, Mangel und Zanf. Das ist das unordentliche Wesen, das Eurem Trinken folgt. Euer Gott ist die Flasche . . . ei seht doch, wie er Euch vergilt, wie er Euch sein Maal ausdrückt in Zerrissenheit und Lumpen. Wißt Ihr, womit er Euch lohnt? Mit den Thränen Eurer Weiber, mit dem Weinen Eurer Kinder, das sind die Anklagen, die zum Himmel dringen. Denkt Ihr nie an das künftige Leben, an die Pein, die ewig währt? Die Welt vergehet mit ihrer Lust, der Wurm aber stirbet nicht. Der Säufer ist das Himmelreich nicht. Ich bitte Euch, laßt ab von der Sünde, daß Eure Seelen errettet werden. Wollt Ihr mir versprechen, nie wieder zu trinken?“

Brand murmelte etwas Unverständliches; Willwater schwieg.

„Gott wird Euch beistehen in dem rechten Kampfe. Denn so spricht der Apostel: ‚Wer aber sein Wort hält, in solchem ist wahrlich die Liebe Gottes vollkommen.‘“

Beide schwiegen.

„Nun?“

Willwater warf einen Blick auf Brand. „Jc weet nich, wat miin fründ deiht,“ sagte er langsam. „Wenn dei't verspricht, denn is't gaud. Awer hei is ogenblicklich nich in den Verfaat, wat tau versprecken. Hei 's all'n beten riiflich dun. Jc will't tau Morr'n mit em öwerleggen.“

Bernardus freute sich der Antwort, die ihm zeigte, daß er das Gewissen des großen Mannes getroffen hatte.

Nein, nicht umsonst war die Arbeit gewesen, die für diesen Fall geeigneten Worte der Schrift zusammenzustellen und in die Form einer kleinen Ansprache zu fassen.

„Ich komme wieder zu Euch, oder wenn Ihr wollt, kommt zu mir,“ sprach er. „Und nun gehet nach Haus und beginnt ein neues Leben.“

„Tau Huus künnt wi noch nich,“ antwortete Willwater.

„Warum nicht?“

„Brand kann noch nich gahn, de mutt so lang liggen, bet em de säut wedder wiß sünd. Denn gah wi.“

„Aber Ihre Frau wartet.“

„Dat is se gewennt. Ich kam mit Brand tau Huus oder garnich. Ich gah nich af vun em. Hei kann nig verdreegen, Herr Pastor, un alleen laat ich em nich in siin'n Tausstand. Hei hett miin Word darop. Un eben säd Herr Pastur noch, sein Wort muß'n halten. Un ich holl miin Word.“

Er war wieder mißverstanden, das schmerzte Bernardus. „Gottes Wort sollt Ihr halten, nicht Euer in Sünden gegebenes Wort,“ rief er. „Bedenkt: kurz ist das Leben und ewig ist die Hölle.“

Brand grunzte; Willwater senkte das Haupt und blickte vor sich auf die Erde. „Aber auch ewig die Freude,“ fügte Bernardus hinzu, wandte sich und schritt fürbaß, dem Dorfe zu, voller Zweifel, ob das Werk der Bekehrung so leicht durchzuführen sei, wie er sich gedacht hatte.

„So kämpfe ich mit dem Branntweinteufel,“ sprach er, „der ist es, der mit Mißverständniß und Hohn gegen mich streitet. Aber hüte Dich, Satan, der Herr ist mächtiger als Du!“

Er nahm sich vor, am folgenden Tage die Frauen der Trinktbrüder aufzusuchen, ihnen zureden, daß sie

ihren Männern verziehen und ein gottgefälliges Leben führten.

Diese Frauen wohnten in dem eingepfarrten Dörflein, das wohl eine Stunde von dem Kirchdorfe entfernt lag, und zwar unter ein und demselben Strohdache. Die Dörfler nannten sie „de Oewerelwschen“, weil sie aus der Fremde gekommen waren, über die Elbe her. Und es war auch zu keiner rechten Gemeinschaft gekommen, Sprache, Gebräuche und Hantirung schieden sie von den Einheimischen. Freilich fügte sich die Junge dem Plattdeutschen, aber es klang gezwungen und unfrei, und was sie kochten und aßen, fanden die übrigen Weiber nicht nur ungenießbar, sondern auch die eigenen Männer, die sich an die Bereitung der Speisen nicht gewöhnten. Das Schlimmste aber waren Unordnung und Schmutz, die mit dem Kindersegen zunahmen. Anfangs hatten die Weiber nur aufzukramen, was sie selbst durcheinander geworfen hatten und auf ihr eigenes Leibliches zu halten, da ging es noch. Als aber die Kindlein mitwühlten, zettelten, rissen und unsäuberten, wuchs ihnen die Arbeit über den Kopf, oder richtiger die Faulheit über die Arbeit, wie Unkraut über Gartengepflanztes. Da ließen sie liegen, was lag und sitzen, was saß.

Die Männer entflohen der Unhäuslichkeit, gab es doch Schenken und Krüge genug, wo sie sauber saßen, ihren Sorgenderscheucher trinken konnten und nicht von den Frauen angekeift und von Kindern angeschrieen wurden.

Willwater war kinderlieb, aber er durfte sich der eigenen nicht erfreuen, die Frau ließ ihm keine Ruhe. Wenn er eins auf den Arm nahm, dann mußte er still halten und sie schoß scharfe Wortpfeile auf ihn ab, die um so sicherer trafen, je gerechter die Vorwürfe waren. Konnte er leugnen, daß er seinen Lohn verthat, verlumpete, versoff?

— Nein. Und konnte sie leugnen, daß die Kinder, Hausrath, er und sie in Dreck vergingen? — Nein.

Daraus entstand dann ein Zanfen, das sogar den Nachbarn zu viel ward, obgleich der Lärm Abwechslung in das Treitmühleneinerlei des Dorflebens brachte und Streit und Hader, wo es auch sei, Unbetheiligten die wohlige Wonne der Schadenfreude bereitet. Wie dünkt man sich tugendhaft, wenn Andere sich gegenseitig den Fuß von ihren Gebrechen herunter reißen.

Der Gendarm hatte schon mehr als einmal Ruhe und Frieden geboten, sowohl bei Willwater, wie bei Brand, wenn in beiden Familien zur selben Zeit gescholten und geschrieen wurde, da die Männer gleichzeitig in gleichem Zustande nach Hause zu kommen pflegten, — das heißt Brand war immer einige Grad stärker vergiftet als Willwater — und die Frauen mit Zanfstoff überladen waren. Das fand statt, wenn die Männer das unliebe Heim wochenlang gemieden und in Wald und Busch genächtigt hatten.

Eine Zeit lang half die Verwarnung. Die Frauen ließen sich durch die Drohung einschüchtern, daß sie Alle miteinander zu Loch kämen und setzten ihren Kehlen Dämpfer auf. Die Männer besannen sich eines Besseren, durch die Strafdrohung: sie würden auf die Trinkerliste geschrieben, sobald sie wieder Uergerniß gäben. Wer also eingeschrieben war, deß Name hing in allen Schänken und Kramläden aus und durfte ihm Keiner Branntwein verkaufen.

Zumal über Brand hing das Schwert der Gerechtigkeit, weil er krakehlte, wenn er halb angeheizt war. Den Gensdarmen haßten Beide und auch die Weiber grollten ihm. Er that so von oben herab. Das kränkte.

Als Pastor Bernardus der Mamsell Wallers kund

that, daß er beabsichtige, am nächsten Tage sich aufzumachen, sowohl der Willwatern als der Brand'n von der Geduld und Verträglichkeit und den Tugenden und Pflichten manch erbaulichen und zur Nacheiferung anspornenden Spruch aus dem Schatze des königlichen Predigers darzureichen, holte diese erst tief Athem und sagte sodann:

„Herr Pastor, was sollen die Leute davon denken? Zu solche Menschens kann Herr Pastor nicht ins Haus, die sind ganz und gar unchristlich, die essen ja Gurken mit Buttermilch.“

„Nicht was zum Munde eingehet, verunreinigt den Menschen, sondern was zum Munde ausgehet, wie da ist: böse, lieblose Rede, Streit, Lästerung . . .“

„Aber, was wahr ist, muß doch wahr bleiben. Wie können Menschen so'n Drank essen? Die Kinder verquiemten, bei so'ne Art Nahrung, das kann sie ja auch nicht bekommen.“

„Ich muß meine Pflicht thun.“

„Das sage ich auch, ordentlich die Pflicht, das zieht hin. Lassen Herr Pastor die Frauensmenscher zu sich kommen und dann vermahnt, daß sie sich nicht allein ins Dunkle trauen. So mit die ewige glühnige Verdammnis, anderes zieht bei die Rasse nicht.“

„Ich werd es mit der göttlichen Liebe versuchen. Es sind Frauen.“

„Dazu haben die Art Leute keine Zeit, Herr Pastor. Das beste wären vierzehn Tage Wasser und Brot.“ —

Am Abend des folgenden Tages vertraute Mamsell Wallers der Hausmagd an, und wies dabei mit dem Daumen über die Schulter dorthin, wo des Pastor Studierzimmer ungefähr lag: Hei wull ja nich hören. Wat hett Brand'sch tau em seggt? Wenn he nochmal wedderkeem, wull se em mit'n Bessen ut de Döhr bringen: so

befapen wie gisteren wir ehr Mann in siin Lewen nich wesen un dar wir hei bloß an Schuld.“ Und wieder wies sie mit dem Daumen nach der Studirzimmergegend.“

„Hei hett jem doch keen'n Brannwiin gewen?“ fragte die Hausmagd.

„Du büs of dummer als diin Oellern verantworten künnt. Nee, hei hett se mit dat Befehren argert un de Urger dun't so gräsi nah. Unrecht kann ick Brand'sch nich gewen. Warum lett hei sich mit so'n Kund'n in? Dat heww ick em of seggt, als hei mi eben siin Noth vertell. Un nu sitt hei dor mit all de Bäuker un hett'n dicken Kopp.“

Bernardus war in der That niedergeschlagen; er hatte sich den Erfolg seiner Selbstsendung ganz anders gedacht. Zum Mindesten hatte er auf williges Gehör gerechnet; vielleicht wäre da ein Samenkörnlein auf guten Boden gefallen und hätte Wurzel gefaßt. Mehr noch als das äußere Elend, die Darbkinder und das fetzenweib bekümmerte ihn die Wüsthheit der Gesinnung. Er war gekommen, in Güte; mit unerhörter, unwahrer Beschuldigung wurde er empfangen und mit roher Drohung zurückgewiesen.

Er schrieb an Elsabe:

„Die Menschen sind hier nicht so einfach, harmlos und gut wie in dem Haidedorfe. Ich lerne immer mehr das kennen, was ‚die Welt‘ ist: es ist der steinige Dornacker. Und Niemand habe ich, dem ich meine Seele ausschütten könnte. Ich sehe, der Mensch muß einen Menschen haben, mit dem er Eins ist in irdischen Dingen, wie er Eins sein soll mit Gott in göttlichen. So versuchte ich mich meines Kleinmuthes zu entlasten, indem ich Mamsell Wallers an meinen Amtserfahrungen theilnehmen ließ; sie aber ist gar sehr uneins mit mir und freut sich, daß



eintraf, was sie voraussah. O Elſabe, ich glaube, leichter iſt es, einen wilden Südſeeinſelaner Gott zuzuführen, als den Leuten hier, die Gott vergeſſen haben, die Augen wieder für die Herrlichkeit zu öffnen, die ſie ſahen als ſie noch Kinder waren. Und wenn ſie nicht wieder werden wie die Kinder, wie wird ihnen da je das Himmelsreich?“ —

Freilich blieb als Hoffnung noch Willwater, der Große; der hatte etwas wie Entgegenkommen gezeigt; dem wollte er Zeit zum Beſinnen laſſen und ihn langſam gewinnen.

Willwater hatte ſich etliche der Worte gemerkt, die Bernardus geredet; er konnte nicht leugnen: Unordnung und Zanf hatten zugenommen, ſeitdem er trank. Ja, wenn ſein Haus nett wäre, ſein Weib, ſeine Kinder: er ſchliefe auch lieber im Bette als im feuchtesten Nachtgrafe. Und das Weib war doch einſt zärtlich geweſen.

Nun hatte ſie ſich in Troß und Härte verwandelt, ja ſie ſpottete, wenn er aufzutrumpfen verſuchte. Er hatte ihr befohlen, die Kinder ſauber zu halten. Sie lachte ihn aus und höhnte: „Keener waſchet die Haafen und Fiſche un ſe ſind doch rein. Wenn't man ſolche Saufrüder werden wie Du, is't ja gud.“

Er wollte ſie ſchlagen.

„Hau to,“ rief ſie ihm herausfordernd entgegen. „Haust Du hummert Diiwels heruut, haust Du dauſend Diiwels herin. Hau to!“

Und Willwater, der Riefe, ſchlug nicht.

Ging aber von dannen, dahin wo es Branntwein gab. Mit den Frauen war nichts anzufangen.

Brand und Willwater beſprachen die Mahnung, ſo Bernardus an ſie hatte ergehen laſſen; ſie lagen auf ihrer Stelle am Knick mit der Ausſicht auf das Dorf und die

Waldhöhen und die große Wethagener Koppel, wo der alte Schäfer sein Wollvolf weidete.

„'n gauden Mann, de nige Paster,“ sagte Brand, „un mit den Zanf un de Unordnung hett he nich ganz Unrecht. Uwer wat weet he vun de Wiwer?“

Willwater schwieg.

Nach einer Weile begann Brand: „Wat hett he gegen den Köhm? Dune sünd doch of Minschen.“

Willwater antwortete nicht; er griff auch nicht nach der Flasche, die Brand ihm bot.

„Smeckt he Di nich? Oder hett de Paster Di em verefelt? Ich segg Di, Drinken is keen Sünn.“

„Uwer tau veel drinken.“

„Ja, Minsch, wer weet denn, wenn he noog hett?“

„Hest Du noch nie an de Höll dacht?“

„O ja. Ob dar woll würkli Dag un Nacht inböt' ward wie in'n Bacfaben?“

„Se seggt dat ja.“

„Ich glöw't nich, dat kost't doch tau veel drög Holt. Nee, ich hün mi mehr vermauden“ — Brand machte ein äufferst schlaues Gesicht, das alsbald den Ausdruck höchsten Abscheus annahm — „se hewwt dar of nich'n Drüppen Köhm.“

Willwater nahm einen langen Schluck aus der Flasche. „So lang de leew Gott Köhm giwt, ward he of drunken,“ sagte er erleichtert. „Un wer weet wat vun de ,ewigen freuden'?“

Brand lächelte verschmigt:

„Wenn de Himmel mal en Loef freeg un dar gedder wat vun de ,ewigen freuden' op uns hendal, denn kunn'n ehr ja mal präuben. Uwer'n Anwiisung is keen Betalung, ich holl mi an den Buddel. Kumm, drink.“

Willwater tranf.

„Mi is't eenerlei,“ rief er. „Awer wie't of kümmt: ick höll tau Di. Laat'n Paster man snacken.“ —

So blieb es beim Alten, nur wollten Scharfblickende bemerken, daß die Beiden dem Trunke eifriger nachgingen; namentlich Brand war öfter von Füßen als bisher und fauler. Willwater aber schlug an der Chaussee Brands Steine mit in Stücke, daß ihm sein Lohn ward. Er konnte für Zwei arbeiten und that es.

So kam der Winter. Das Nächtigen im Freien war vorbei und das Hauselend unerträglich. —

„Sehen Sie, lieber Herr Pastor,“ sagte Dr. Langstaller, „das sind die Folgen der unwissenschaftlichen Heirathen, allmählig wird's schlimmer, bis die Anstalten sich aufthun und die menschlichen Ruinen aufnehmen. Die Kinder gehen auch langsam ein, der eine kleine Brand hat bereits einen unverkennbaren Kirchhofshusten und die Willwaters werden auch höhler und durchsichtiger von dem Kartoffel-einerlei. Wachsen sie heran, werden sie Hochwild für die Gensdarmerie und Zierden der Verbrecherstatistik. Was mich jedoch im höchsten Grade bedenklich macht, das ist Willwaters Verschlossenheit. Wenn ein Trinker anfängt seinen Humor zu verlieren, wird er böseartig. Und Willwater hat Bärenkräfte.“

„Ich habe versucht, was in meiner Macht stand, aber die Männer meiden mich. Sie wollen das Wort nicht hören.“

„Der Lauf der heutigen Welt, Herr Pastor. Es wäre richtig, wenn der Wissenschaft mehr Gewalt eingeräumt würde. Hier haben wir einen eklatanten Doppelfall, an dem auch der Stumpfsinnigste erkennt, wie schwer sich die Mißachtung der Vererbungsgesetze rächt. Aber die Herren Juristen, die sonst Alles wissen — sogar Alles besser — haben leider noch keinen Paragraphen dieser Gesetze, die

ja auch nur in dem ungedruckten Buche der Natur zu finden sind. Und nicht Jeder lernte darin lesen."

"Auch ich nicht," entgegnete Bernardus. "Denn es steht geschrieben: ‚Dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott.‘ Darum hoffe ich auf seine Hülfe."

Der Doktor lachte: „Es stehet geschrieben: ‚Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren.‘“

„Nein, das stehet nicht,“ rief Bernardus. Der Doktor aber ging mit kurzem Grufe von ihm. —

Es schneite und es fror. Den einsamen Weg wannten zwei Männer, ein kleiner untersehter und ein großer hochgewachsener. An dem Wege zu beiden Seiten standen wie Schneemauern die beschneiten Knicks und darauf das dichte Geäst des Buschwerks, das sich die weichen flocken wie Federschmuck anthat.

Still war es. Nicht einmal Hundegebell scholl vom Dorfe her, kein Peitschknall, kein Rädergeräusch, denn es war spät am Abend und Mensch und Thier barg sich im Warmen.

„Gah tau!“ mahnte Willwater.

„Ich kann nich mehr,“ stöhnte Brand.

„Wi sünd noch lang nich tau Hus.“

„Dat schad't nich. Ich legg mi an'n Knick.“

„'t is nich Sommerdag.“

„'t schad't nich.“

Brand riß sich von Willwater los, der ihn mehr schleppte als führte und warf sich in den Schnee des Grabens, wo er liegen blieb, wie er hingestürzt war.

„Brand, stah op. Du verfreerst hier in de Küll.“

Brand antwortete nicht.

„Brand!“

Willwater schüttelte ihn. Brand knurrte: „Laat mi ligg'n.“

„Du kummt mit.“

Willwater versuchte Brand aufzurichten. Der Betrunkene sträubte sich und fiel wieder um. Er hob den Widerstrebenden, ihn auf die Schulter zu nehmen und nach Hause zu tragen, wie er schon oft gethan.

Über was war das? Er konnte die Last nicht bewältigen wie früher. War Brand schwerer geworden oder . . .

Willwater ließ den Genossen fallen.

„Jck heww di ümmer bören kunnt un bör di of noch,“ sprach er vor sich hin.

Wieder hob er ihn, mit furchtbarer Anstrengung.

„Jck heww di,“ rief er und schleppte ihn wie der Metzger ein Stück geschlachtetes Vieh auf der Schulter eine Strecke vorwärts. Wenn es Tag gewesen wäre, ob er ihn dann so weit gebracht hätte? Jetzt biß er die Zähne fest, das Blut schwellte ihm die Adern, der Schweiß perlte von der Stirn. Jeder hätte ihm angesehen, daß seine Kraft dahin war . . . Willwater konnte seinen Freund nicht mehr tragen. Wer ihm begegnete, hätte ihn ausgelacht. Nun sah ihn Niemand und doch mußte er Brand absetzen, in den Schnee. Brand war nicht schwerer geworden, aber Willwater hatte die alte Kraft nicht mehr.

„Jck kann em nich mehr drägen,“ flüsterte er. „De Köhm . . . de Köhm.“

Wieder rüttelte er Brand.

„Stah op Du Swiin. Stah op.“

Brand stieß mit dem Fuß nach ihm.

Da stieg Willwater in den Knick und brach mit rascher Hand einen Weidenzweig. Der hatte fast Menschenlänge und war am unteren Ende zwei Daumen dick.

„Tau Huus mußt Du,“ rief er, „un wi sünd

Kumpangnons. *Ich mutt Di aslewern. Nu man tau; süs früst Du mi hier tau Dood."*

Und mit Wucht fielen wohlgezielte Weidenzweighiebe auf Brand wo er am unverwundbarsten war. Bei jedem Streich rief Willwater. *"Siin Word mutt'n hol'n; wi sünd Kumpangnons. Siin Word mutt'n hol'n."*

Brand rührte sich, Brand schimpfte, Brand brüllte. Willwater aber ließ nicht ab, bis der Kompagnon aufstand, sich in Bewegung setzte und vor ihm her taumelte.

So trieb er ihn mit dem Weidenzweig den Weg entlang. Durch die still herabsinkende Winternacht erscholl Brands wildes Geheul. Und so brachte er ihn zu Weib und Kind.

Das Geheul aber hatten nicht nur die Kettenhunde, der einsam zwischen den Dörfern liegenden Bauernhöfe, gehört und beantwortet, sondern auch die Dorfhunde wurden hell durch das Geblaff aus der ferne. Das veranlaßte den Gensdarm, sein Roß zu satteln, des Lärms Ursache aufzuspüren. Denn er hatte lange nichts eingeliefert und Neujahr mit Lob und Lohn näherte sich.

Im Hause Brands war Geschrei und Gezeter, als er in das Dorf einritt; die Frau schrie um Hilfe und die Kinder schrieen mit.

Nach acht Tagen stand Brand in aller Form Rechts auf der Trinkerliste.

Kein Brantwein. Weder im Krug, noch beim Krämer. Er wußte nicht wie ihm war.

"Willwater," bat er, *"giww mi'n Drüppen, bloß en'n Drüppen. Ich kann't nich uthol'n. Wenn mi nich so dafür ekeln deh: ich güng tau Water. Lewer dood als ahn Köhm."*

"Denn häng Di op."

„Dat is so'n drögen Dood. Willwater, wiis mi mal den Buddel. Bloß datt'f em mal seh.“

„Wenn ic' Di Brannwiin gew, schriiw'ts mi of op.“

„Bloß den Mund ut tauspaul'n; mi is de Kehl so struw, als harr ic' Asch eeten. Een lütten, lütten, lüerlütten Sluck man.“

Willwater ließ ihn trinken.

„Noch een'n.“

Willwater gab.

„Noch een'n. Man'n lütten.“

„Mehr nich.“

„Laat mi bloß mal rüken.“

„Nee, nee. Wenn se Di dun draapt, sett se Di nu.“

Brand weinte. „De Welt ahn Köhm is de Höll. Dat heww ic' mi ümmer so dach't. Wenn ic' Di nich harr; ic' bröch mi üm. Tau mornn leßt Du mi wedder en'n kriegen. Wie sünd ja Kumpagnons.“ —

Der Amtsvorsteher war durch Brands Ausschließung von allen alkoholischen Getränken ungemein befriedigt. Endlich hatte er den Einen. Der Andere war eine Frage der Zeit. Er wollte dem Doktor schon zeigen, daß die Polizei schließlich und zuletzt der einzig wahre Regulator des menschlichen Betriebes sei. Die Leute mußten verheirathet werden, um den Anstand zu wahren, Zucht und Sitte. War die Paarung nicht nach darwischen Geseßen, brachte sie Unheil: gut so hatte die Polizei auf Grund ihrer Geseze auch wieder die Macht zu strafen und Ordnung wieder herzustellen. Jetzt galt es Willwater auch auf die Trinkerliste zu bringen und die staatliche Fürsorge würde triumphiren.

Vorläufig triumphirte sie noch nicht, denn Brand und Willwater arbeiteten nach wie vor zusammen und die

Krämer waren der Ansicht, daß Willwater nicht allen Kümmel allein bewältigen könnte, den er kaufte.

Auch hatte man Brand verschiedene Male in einem Zustande gesehen, den Kenner als eine gelinde Andäufung bezeichneten. —

Am Neujahrstage erhielt der Gensdarm Lob und Zulage. Das kam so.

Die Krämerlehrlinge hatten Willwater gefragt, ob er den Brantwein allein tränke, den er holte, oder ob er Handel damit treibe und Brand mit anbörnte?

Willwater vermaß sich hoch und theuer, daß er das Bischen mit Leichtigkeit bezwänge. Da wetteten die Krämerjungen mit ihm und begehrten, er solle ein gleiches Maß in ihrer Gegenwart trinken.

Willwater trank. Die Schändlichen aber mischten ihm Spiritus in den Brantwein; nach und nach immer mehr.

Ehrlich wie er war, goß Willwater das Zeug in sich; galt es doch den Freund, den Kompagnon nicht in Verdacht zu bringen und den grünen Jungen zu zeigen, was ein Mann, ein doppelter Mann vertragen kann. Auch eine starke Cigarre hatten sie ihm gegeben, eine dunkle, gelbgefleckt, wie ein Leopardenfell.

Willwater verließ den Kramladen schweimelnd. Als er wieder zu sich kam und das vergitterte Fenster sah, wußte er, daß sie ihn hatten. Und doch fragte er den Schließer:

„Woans kam ic' hier her?“

„Dat weest Du nich? Nää, Du kannst't of nich weeten; Du wirst ja wölder dun.“

„Wat wir ic'?“

„So dun, datt se Di her wöltert hewwt. Du wüß't

vun vör'n nich mehr, dat Du achtern lewen dehst. Du schullst Di wat schaamen."

Als Willwater vor dem gestrengen Herrn Amtsvorsteher stand, der ihm verkündete, daß er nun auch auf die Trinkerliste gesetzt würde, sagte er:

„Ick heww't verdeent. Awer wat ward nu ut Brand? Hei hett so'n fürchterlichen Döst.“

„Brand kann sich selbst in Wasser löschen,“ scherzten der Herr Gestrenge herbe. „Und merkt Euch, die Obrigkeit hat Gewalt über alle Kreaturen. Beide merkt Euch das. Und damit Punktum.“

Als Willwater zu Brand kam, sprach er nur die Worte:

„Tu bün ick of so wiit.“

Brand aber klagte laut und schalt:

„Du wullt'n duwvelten Kerl wesen un kannst nig verdreegen? Wer giwot mi nu Brannwiin?“

Willwater ließ ihn reden. —

Zur Frühjahrszeit, als die Schlüsselblumen und die Windröschen knospeten und durch das braune Wintergewand der Wälder und Knicke das grüne Sommergewand zu schimmern begann, reiste Pastor Bernardus mit der Postkutsche ab. Als er wiederkam, brachte er seine Gattin mit. Da waren Wald und Knick frisch und fröhlich im Junggrün und die Schlüsselblumen und die weißen Anemonen blühten lustig.

So wurde die Frau Pastorin empfangen, und sie freute sich still innerlich, wenn sie aus dem Postwagen in die sich schmückende Natur blickte. Die hatte noch viele Schätze für kommende Tage.

Im Pastorat dagegen war es leer, etwa wie in der Arche Noah, als sie noch nicht bezogen war. Die vielen Zimmer ohne Möbel machten einen eben so unbehaglichen

Eindruck wie die dürftig ausgestatteten, darin Bernardus bis daher gehaust hatte.

Mamsell Wallers erzählte in späteren Jahren von ihrer Regierung im Pastorat:

„Er hatte ja garnig; das mehrste waren seine verputerten langen Pfeifen und seine Bücher. In'n Eckzimmer ein runden Tisch und drei Stühle, man konnte da herumrennen wie in 'ner Menagerie.“

Wahrscheinlich meinte Mamsell Wallers einen Cirkus, aber so genau unterschied sie nicht bei Kunstmakersachen. „Das ist ja man Alles Pracherkrum,“ sagte sie, „und die Bande steht so.“

„Und denn die Schlafstube! Daß der Mann sich nicht schämte, mit solches Bett zu heirathen. Ich sagte zu dem Mädchen: ‚Nee, ic' geh vörher af, ic' kann't nich mit ansehn, wenn de junge fru den Plünnkrum tau sehn kriegt un sei nich weet, wo sei hensehn schall un ic' nich weet, wo ic' hensehn schall, denn dat Bett is nu mal nich komplet.‘ Und was sagte das Mädchen? ‚Gott, Mamsell, dat is bloß Afgunst.‘ So ordinär sind die Diensten heutzutage. Ich sagte: ‚Maak, dat Du an Diin Arbeit kümmt, Du Klauksnut, süs slag ic' Di den lekten Dag noch achter de Ohren.‘

Und sie brachte ja auch nicht viel mit. Nein, diese Uermlichkeit. Und dabei vergnügt, als setzte sie sich man so in das Fett hinein.“ —

Elisabe war auch herzensfroh, trotz des sichtlich Mangel, hatte sie doch nur wenig von ihrem sauer Ersparten anschaffen können, um nicht mit ganz leeren Händen zu kommen.

„Ich hätte Dir einen Feenpalast herrichten können,“ sagte Bernardus, „wenn ich den Rathschlägen gefolgt

wäre, die kluge Männer mir gaben. Sie riethen mir, Schulden zu machen . . ."

„Meinethalben?“ fragte Elſabe ängſtlich.

„Den Leuten zu Gefallen, die uns beſuchen würden.“

„Und Du thateſt nicht alſo? Wie gut. O, ich war in Familien mit Schulden. Sie hatten niemals Ruhe und kannten keinen Frieden.“

„Und ohne Dich wollte ich kein Stück anſchaffen. Ich wußte ja nicht, ob es Dir auch gefiele.“

„Es hätte mir ſchon gefallen,“ entgegnete ſie raſch mit einem ſchlecht verhehlten Seufzer. Es ſah doch ſehr kahl und ſehr ſpärlich in dem Hauſe aus und ihr wären viele ſchöne, gediegene Möbel gar recht geweſen.

„Welche Luſt, mit Dir anzufangen, die Häuslichkeit nach und nach einzurichten,“ ſprach Bernardus. „Es iſt das wohl ein wenig weltlich, aber doch wohl nicht eigentlich ſündlich. Heißt es nicht im Prediger: ‚Welchem Menſchen Gott Reichthum und Güter giebt, daß er davon iſſet und trinket für ſein Theil und fröhlich iſt in ſeiner Arbeit, das iſt eine Gottesgabe?‘“

„Wie Du wiſt, Du Lieber, ſo iſt auch mein Wollen. Laß mich Deine Gehülfin ſein.“

„O, könnteſt Du das! Aber was begönneſt Du wohl, wo die Kraft der Männer, ſelbſt die der Obrigkeit nicht ausreicht, und das Wort Gottes in den Wind verhallt und keine Stätte findet? Wir hatten einen Sieg, allein nur kurze Zeit, der böſe Feind entriß uns die Palme und machte uns zu Schanden. Denke Dir, ſelbſt das Gericht und das Geſetz.“

Er klagte der Gefährtin ſeines Herzens die Noth ſeines Herzens, wie er verſucht hatte Brand und Willwater, die beiden rüudigen Böcke der Gemeinde zu bekehren, daß ſie vom Trunke liegen, wie er gedemüthigt worden und

die üble Behandlung in christlicher Ergebung getragen, wie dann Gott ein Einsehen gehabt und die Diener des Branntweinteufels dahin geführt hatte, daß sie unter dem Zwange des Gesetzes von ihrer Leidenschaft zurückgehalten wurden.

„Wir hatten die Hoffnung, daß das Easter durch das unnachsichtliche Vorgehen unseres Amtsvorstehers erstickt sei — ich wies in einer Predigt darauf hin, indem ich Sirach 10, 1 anführte: ‚Ein weiser Regent ist strenge und wo eine verständige Obrigkeit ist, da gehet es ordentlich zu‘ — aber bald nach eben dieser Predigt sah man sowohl Brand wie Willwater des öfteren in dem Zustande sündhafter Trunkenheit. Und Niemand weiß, wo sie den Branntwein bekommen, so gewissenhaft auch der Gendarm die Schänken und Kramläden beaufsichtigt und dabei selbst Gefahr läuft, ein Opfer seines Berufs zu werden. Denn auch er soll neulich schwankend gesehen worden sein, wie Doktor Langstaller mir erzählte, kurz vor meiner Reise zu Dir . . . zu unserm Glück.“

„Und die beiden Trunkenbolde bekümmern Dich so schwer?“

„Sie nicht allein, auch ihre Frauen und Kinder,“ rief Bernardus. „Denke Dir, wenn ich tränke und im Hause wäre kein Brot, keine Kleidung, keine Tische, keine Stühle, nur das Allernothdürftigste . . .“

Elisabe lachte ihn lustig an. „Ei Mann,“ sprach sie, „was das Allernothdürftigste anbelangt, so wollen wir Niemandem Vorwürfe machen. Aber Brot und Kleidung haben wir, davon geben wir den armen Frauen und Kindern. Gott machte uns reich . . . wir können geben.“

„Nein,“ sprach Bernardus.

Verwundert sah ihn Elisabe an.

„Wenn das Weib auch Dich mit dem Besen zu schlagen drohete?“

Elisabe lächelte. „Sie schlägt mich nicht,“ sprach sie sanft.

Leider verhielt es sich so wie Bernardus seinem Weibe erzählte. Willwater war fleißig auf Arbeit gegangen; nicht weit von ihm saß Brand an der Chaussee, Steine klopfend. Von Zeit zu Zeit stand Brand auf und ging zu Willwater, ihm irgend eine spitze Bosheit zu versehen, ihn den Ordentlichen zu nennen, Tittenkind, sanften Heinrich, ihn zu fragen, ob er sich wieder konfirmiren lassen wolle, und was derlei Anspielungen auf muthlose Zagheit mehr waren. Dann schlug Willwater die Steine, daß die Stücke und die Funken sprangen, aber er gab kein Gegenwort.

Kam ein Wagen des Weges, wandte sich Brand an den Fuhrmann mit aufdringlichem Gebitt, um einen Trunk aus der Flasche. Die Fuhrleute wußten, daß er geächtet war und spendeten ihm aus Widerspruchsmitleid. Denn sie wähten dem Amtvorsteher einen Schabernack zu spielen, wenn sie Brand tränkten.

Sie boten auch Willwater an; der aber wandte sich grimmig ab.

„Du büs keen Kerl mehr,“ höhnte Brand, „Du knippst vör'n Köhm ut. Du büs mi'n netten Kumpangnon.“

Willwaters Augen trübten sich, sie füllten sich mit scharfem Salzwasser. Wußte Brand denn nicht, mit welcher Gewalt er sich bezwang, wie er in sich rang und kämpfte? Das that weh.

Kurz antwortete er. „Bettelnapps drinf isß nich. Schaam Di wat.“

Nun hatten sie beide Geld am Ende der Wochen. Willwater kaufte seinen Kindern Kleidung, auch seiner

Frau schaffte er Manches an, einige Meter Zeug, ein Tuch, eine Wachsbürste und Patentschwärze dazu, wie das Geld reichte und Kaufgelüst in ihm angeregt wurde. Dank aber, erntete er nicht; das Glänzende war im Hinschauen verschabt, das Neue verschlampt, daß es von den alten Lumpen nicht abstach und Frau und Kinder blieben wie sie waren, bleich, schmutzig und eklig. Sie schalt in gewohnter Weise.

Da sehnte er sich nach dem Betäuber und sprach vor sich hin:

„Brand is'n Beest, awer he hett Recht: schön is't bloß, wenn man'n lütt beten dun is. Ich müch' mal wedder dun wesen, heel dun.“

Von wem er es erfahren hatte, wußte er nicht genau, ob von einem der Fuhrleute, oder einem der Tagelöhner, genug der Doktor hatte gesagt, das Trunkenboldgesetz sei derartig von der heutigen Ueberflugheit ausgeheckt, daß der Einfältigste darauf kommen müßte, es zu umgehen, dieweil das Allzukunftige, meist das Allerdümmste sei. Wem verboten wäre, für einen Groschen Schnapps zu kaufen, der brauche nur zu sparen, bis er vom Brenner zehn Liter holen könne und dann ginge das Saufen erst recht an.

Die Frau und die Kinder verschlumpten das Geld; wozu ihnen den Wochenlohn geben, da er ihnen doch nicht nützte?

Willwater sparte.

Sonntag war's. Die Sonne hatte noch die letzten Reste der Schneewehen in den Knickgräben zu schmelzen und das that sie im Verein mit einem lauen Südwind, der die Fluren liebteste, daß sie zu neuer Jugend erwachten. Die Kirchenglocken klangen über das Land.

Willwater und Brand hörten den klingenden Hall,

sie hörten ihn von ihrer alten Stelle am Knick aus und tranken dazu.

Sie tranken!

„So veel Köhm!“ sagte Brand. „Dat een Minsch so veel Köhm hemm'n kann, dat harr'ck nie dacht. Minsch, woans kümmt Du bi den Köhm?“

Es war, als wenn schon das Wort ihn labte, so oft und gern flocht Brand den Köhm in seine Rede.

„Ick kann so veel kriegen, als ick will,“ erwiderte Willwater. „Nu weet ick of, wat dat heet: den Großen der Erde ist Alles erlaubt. För'n Groschen Köhm is nämli Sün un Verbott, awer för sief Mark un veertig Penn'n gewt se Di in de Stadt noch'n fatt tau un bedankt sück un seggt, Du schust bald mal wedderkam'n.“

„Dat dauh man.“

„Ick heww lang gaud an dat fatt.“

„Awer wenn ick nu mit drink?“

„Du frigst nich mehr, als Du verdreegen kannst.“

„Ick betaal Di miin Deel.“

„Ick bün keen Handelsmann.“

„Ick will awer mehr hemm'n.“

„Un Du frigst nich mehr.“

„Denn zeig ick Di an.“

„Dauh't, dauh't. Miin Köhm is gefeglich; in'n Grooten kann ick so veel köpen, als ick will. Dar kann keen Gendarm gegen an. Un ick kann mi besupen, so dull ick will. — Ick will awer nich.“

Brand sah den Freund mit fragendem Erstaunen an. „Hest Du denn keen'n Döst?“

„Döst noog. Awer is de Döst mi öwer oder ick den Döst? Ick kann mi besupen, wenn'ck will. Awer ick will nich.“

„Laat Di nich utlachen.“

„Wer mi utlacht, de lehrt mi kenn'n.“ Willwater ballte die Hand und wies Brand die Faust.

„Sang doch keen Striid an. Segg mi lewer, wonehm heft Du Diin fatt?“

„Vergraben.“

„Denn kannst Du dar ja nich bi.“

„Jawoll kann ick dat, jedesmal wenn ick will. Un dat högt mi.“

„Un wenn't lerrig is?“

„De Brenner heft mehr. Nu kann ick drinken un Nümms heft mi wat tau seggen.“

„Jck ok.“

„Du nich. Du kannst nig verdreegen.“

So viel Brand auch hat, Willwater blieb fest. Acht Tage später aber waren sie beide stark angetrunken im Dorfe gesehen worden. Es war Brand nicht schwer gefallen den Kompagnon zu verleiten. Willwater hatte es zu Hause nicht aushalten können und gab den Gründen des Freundes nach, einen Kleinen aus dem Saß zu nehmen, den Verdruß zu ersäufen.

Die Zustände in Willwaters Heim waren auch unerträglich. Frau Elfabe Bernardus hatte Alles verwahrlost vorgefunden, was da war: die Frau, die Kinder, den Hausrath.

„Hier muß von Grund auf erneuert werden,“ sprach sie zu ihrem Manne, „sticken und stücken hilft nicht. Ich selbst gehe zu den Wohlhabenden der Gemeinde; wir Alle geben, es wird Kleidung angeschafft, Bettstellen und Bettzeug, Töpfe und Schüsseln, Spaten und Hacke, Ausfaat für das Gärtchen . . .“

„Die Weiber verderben doch Alles wieder.“

„Jeden Tag muß man hingehen und ihnen zeigen, wie's gemacht wird, fegen, wo sie nicht fegten, waschen, wo sie

nicht wuschen, ihre Unordnung in Ordnung bringen. Das dauert wohl ein Jahr und darüber, aber das fortwährende Beispiel hilft doch zuletzt. Gleich gehe ich zum Nachbarn und bitte, ihn die Beiträge zu eröffnen."

"Sie sind verstockt wie Pharao, sie wiesen das Wort von sich."

"Mein Bernardus, gesprochene Liebe ist keine Liebe, sie muß thätig sein. Und nun gleich gehe ich zum Nachbarn."

Der Nachbar schlug der jungen Frau Pastorin jede Art von Beihülfe rundweg ab und zwar mit der einfachen Behauptung:

"Dat nützt doch nix."

Er grollte unverföhnlich.

Die Amtsvorsteherin gab ein Scherflein, Doktor Langstaller aus Höflichkeit einen geringen Beitrag, das gute Werk nahm einen kläglichen Fortgang.

"Bernardus," sagte Elsabe, "ich gebrauche Geld und habe keins, nicht für mich . . . Du weißt wozu."

"Ich habe von meinem Gehalte zurückgelegt zur Anschaffung des uns Fehlenden."

"Gieb her."

Bernardus gab.

Sie hatte Recht gehabt, die Frauen drohten ihr nicht, als sie mit den neuen Sachen kam, ausräumte, säuberte, scheuerte, einräumte und einkleidete, im Gegentheil, die Frauen legten Hand an, wie ihnen gezeigt wurde.

Am folgenden Tage kam die Pastorin wieder. Die Betten waren noch nicht gemacht, sie blieb, bis die Frauen sie gemacht hatten, die Kinder waren noch nicht gewaschen, sie wartete, bis die Kleinen wieder eben so niedlich waren, wie gestern.

Jeden Tag ging sie den weiten Weg. Die Leute

zuckten die Achseln und schüttelten die Köpfe. Einmal aber ging die Frau Amtsvorsteher mit, nur aus Neugierde. Auf dem Rückwege sagte sie: „Ich möchte Sie gern ablösen, aber ich habe nicht Ihre Geduld. Wo haben Sie die her?“

„Ich lernte dienen.“

Ganz allmählig sagte Frau Pastorin festen Fuß bei den Verkommenen; sie konnte längere Pausen eintreten lassen, und fand bei ihrer Wiederkehr, daß die Gewöhnung wirkte, die Lust an Ordnung haftete, die Sauberkeit langsam zunahm.

Nie aber traf sie die Männer, weder Brand noch Willwater; die scheuten sich vor der Frau. —

So verging das Jahr mit seinen Tagen und Wochen.

Am Neujahrmorgen baten zwei Männer vor der Kirche, den Herrn Pastoren sprechen zu dürfen; es waren Willwater und Brand.

„Was wünscht Ihr?“ fragte Bernardus, als keiner mit der Sprache herauswollte.

„Dat fatt liggt vör de Döhr,“ sagte Brand.

„Welches Faß, lieben Leute?“

„Dat Köhmfatt,“ antwortete Brand.

„Herr Pastor,“ begann Willwater fest: „Ick kann drinken wenn ick will, ick will awer nich, un heww't of nich nödig. Miin fru . . . miin Kinner . . .“ Er lächelte glücklich und Thränen rollten ihm über die Wangen in den blonden Bart.

„Miin giwwt sief of tau,“ sagte Brand.

„Un siin Woord mutt'n holl'n, dat hett Herr Pastor selbst seggt.“

„Ich sagte, Gottes Wort — Ihr mißversteht immer noch — das sollt Ihr halten.“

„Ich holl miin Woord,“ entgegnete Willwater nachdrücklich. „Ich drinf nich wedder.“

„Un in dat fatt sünd noch gaud dree Eiter,“ setzte Brand schwermüthig hinzu.

„Welches faß und welcher Köhm? Ich verstehe Euch nicht.“

„Wo wi ümmer ut drünken. 't is nu vorbi. Ich bruck miin'n Lohn för Fru un Kinner.“

„He will dat fatt nich mehr hemm'n,“ erklärte Brand. „Herr Pastor schull dat nu an sich nehmen.“

„Un wenn Fru Pastern Holt lütt tau maken hett, wi wullen't gern ümsüs dauhn,“ sagte Willwater. „Ich kann't ganz gaud alleen, awer Brand will helpen, Herr Pastor . . . wi sünd ja Kumpanjons.“



Verkehrt speculeert.

Ich heww en Dagel in de Buur,
De säng so froh un lut.
Ich dacht, de Dagel röpt na wat,
De wünscht sich woll en Brut.

Da köfft ich em en lütte Fru,
De kost't een Mark un veer,
Un nu he dei in't Buer hett,
Nu singt he gar nich mehr.

Min Dagel wir sünst alle Dag
En frisch vergnängtes Bloot.
Datt he nu still is, dat maht woll:
De freid is em tau groot.



Wie is dat kam'n?

De Dag ward so kort un de Luft geiht so kold,
 Un keen Blatt sitt mehr op de Bööm,
 De Vagels sünd furt un so still liggt dat Holt.
 Wer seggt mi doch bloß wie dat koom?

He harr mi so lew un ic̄ harr em so gern,
 Dat wir als de Nacht noch so warm;
 Miin Seel geew ic̄ hen, ic̄ kunn se verleer'n,
 Harr he mi so wiß in siin Arm.

Nu bün ic̄ alleen un nu bün ic̄ verlar'n
 Un meen ümmer un ümmer, ic̄ drööm;
 De Luft geiht so kold un keen Blaum bläuh't in'n Gar'n.
 Wer seggt mi doch bloß wie dat koom?



Brewschriwen.

Se sett sic hen un schrew an em:
 „Ick schriiw di nu en Brew.
 Un wat ick di noch seggen wull,
 Ick heww di ümmer lew.

Ean Danz gah ick nich eenmal ut,
 So veel se mi of bitt't.
 Lezt wir hier grooten Kaffeeball;
 Dat is di ja nich mit.

Un denn, da ick doch grade schriiw:
 Ick neh'm en annern Deenst.
 Se seggt, dat ick dat beter krieg.
 Wat du da woll to meenst?

Vergitt mi nich un denf an mi,
 Ick heww bloß di alleen.
 Dat regent in dat finster 'rin,
 Glöw ja nich, datt ick ween.“



He harr mi so lew.

Ich laat se man sauftern,
 De klöhnt sich wat t'recht.
 Un wat se of segg'n mögt:
 Ich bün doch nich slecht.

He harr mi ja heirad,
 Wir de Krieg man nich kam'n.
 He wir bi mi blewen —
 De lew Gott hett em nah'm'n.

De Paster, de schellt nich,
 De is hattli un gaud.
 Bloß de Jünfern un Weetfroom
 Hebbt'n Tung wie en Raud.

Un treckt se bi't Sludern
 Dat Mul noch so scheef,
 Wat schall mi dat quälen:
 He harr mi so lew.



Herumluern.

Weeten much ic̄ würl̄li wie he't mit mi meent,
 Wenn ic̄ mit em gaud bün, ob he dat verdeent?
 Kümmt he to Besüuf mal, findt he gar nich weg,
 Wenn ic̄ em of teinmal, wat de Tiid is, segg.
 Draap ic̄ op de Straat em, kümmt he nich heran,
 Stellt sic̄ wie en Pahl hen un glupt mi denn an.
 Laat ic̄ mi man blicken, gliif is he of dar,
 Un nu dur't dit Spilwart bald en halwes Jahr.
 Kann he denn nich seggen: „Deern, ic̄ heww di lew“?
 Och nee! Gott bewahre! — 't is doch recht en Sleaf.



Wer weet't?

All de Lüid de seggt: se ward noch en Paar:
 Is dat of nich hiit, is't doch öwert Jahr.
 Se paßt gaud tau em, he paßt gaud tau ehr,
 Beide hebbt se wat. Will en Minsch noch mehr?

All de Lüid de fragt: is dat bald so wiit?
 Si seggt babenhen: ic̄ heww wohl noch Tiid.
 fragt se em darna, giwwt he spitß Bescheed:
 Wat geiht mi dat an; öwerhaupt — wer weet't?



Versteken speel'n.

Hei deh', as kunn se em nich sehn,
 Un hei hett ehr Nix seggt,
 Un passen doch so gaud tau een
 Un wir'n eenanner recht.

Een wull den Annern nich verstahn
 Tau keener Tiid un Stunn:
 Nu sünd se dörch dat Lewen gahn
 Un hewwt sück Beid' nich funn'n.



Verkehrtes Spill.

De Kinner speelt gern groote Lüüd,
 Speelt Brüdigam un Brud,
 Se weet ja nich wat dat bedüüd
 Un nüüdlı süht dat ut.

Kamt groote Lüüd in ohle Jahr
 Un fangt denn an tau freen,
 Speelt Kinner in de griisen Haar:
 Wokeen mag dat wol sehn?



Se luert.

De Kööfenfuster hebbt se
 Ehr halw vermuert.
 Datt se verlew't is, hebbt se
 Nisch mal beduert.
 Dat bitten Liebe hebbt se
 Ehr ganz versuert.
 Wat fangt de arme Kööfsch nu an? —
 Se sitt un luert.



Cante Mine.

Min Mine-Cante is en wahre Pracht;
 Nee, so en froo, mit so en gaudes Hatt!
 Wat sorgt se nisch för ehr oll' gäle Katt:
 Is de mal weg, weent se de ganze Nacht.

Wat ward de Hund nisch plegt! Dat säute Veih
 Krigt eegens opgedeckt mit witt Pozz'lain.
 Dreemal de Woch wascht se em gründli rein,
 Un is he krank, kaakt se Kamellentheee.

för all' ehr Gaudheit sinn ick garkeen Wör,
 Se is en Staat för't minschliche Geslecht:
 De Kater un de Hund, de kriegt ehr Recht,
 Man bloß ehr Mann — de is dar ünner dör!



Umstänn' ännert.

De Mann wir krank. He selbst kunn nig davör,
 Dat säd siin Froo ja of: dat wir Malheur,
 Dat släng den Minschen an, dat käum mal so,
 Blos Kattenjammer hör dar nich mit too.

Wat harr he't gaud; se wir so sanft un nett,
 He höll vör't Paradies dat ohle Bett.
 Un weil siin Ohlsch nich quese, da meen he denn:
 Ehr Sanftmaud nehme vun nu an garkeen Enn.

De Krankheit güng; ut't Gröwste wir he rut,
 Dun Dag tau Dag seeg't beter mit em ut;
 Bald keem de Appetit, de Oogen würden hell
 Un als em Nig mehr fehl — da kreeg he of siin Schell'.



Die Blumenhändlerin

von

St. Pauli.

Vollstück in einem Aufzuge.



Personen:

R. f. Reichenau, Kaufmann.

Karl, dessen Sohn.

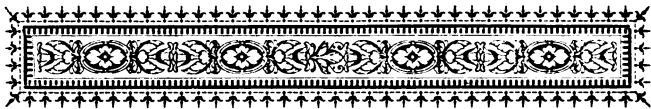
Bertha Ehrenberg, Inhaberin eines Blumenladens.

Eva.

Ort der Handlung:

Hamburg, in Bertha Ehrenbergs Wohnung.

Aufgeführt zum ersten Male 1873 zum Benefiz der Frau Mende, die aus der Bertha Ehrenberg eine erschütternde Figur schuf.



(Einfaches Zimmer mit einer Thür links an der Seite und einer nach dem Laden fahrenden Thür im Hintergrund. Ein Tisch mit Stoffen zur Anfertigung von künstlichen Blumen. An der einen Seite eine Wanduhr. Ein altmodischer Lehnstuhl.)

Erste Scene.

Eva

(steht von dem Arbeitstisch auf, und stellt sich vor die Uhr).

Wie die Zeit doch langsam hingeht. — Erst sechs Uhr. — Da kann ich noch eine ganze halbe Stunde warten, bis er kommt. Die abscheulige Uhr, ich glaube sie geht nur so langsam, um mich zu ärgern. Wenn er da ist, dann läuft sie wieder, als wollte sie das Versäumte nachholen. Aber er könnte sich auch ein wenig beeilen, er weiß doch, daß ich mich den ganzen Tag auf den Augenblick freue, wo er hereintritt, mir seine Hand entgegenstreckt, und mich mit seinen schönen Augen so lieb und gut ansieht. Ach dann möchte ich mit keinem Menschen auf der Welt tauschen; so glücklich wie ich dann bin, kann ja Niemand sein. (Nimmt ein rothes Blumenblatt.) Sieh da, das Blatt ist grade so roth wie seine Lippen, ich kann mir nicht helfen, ich muß es küssen. (Küßt das Blatt, dann etwas kälter im Ton.)

Wie kalt und todt. Nein, sein Mund ist doch ganz anders. (Sieht wieder nach der Uhr.) Sieben Minuten sind schon wieder vorüber, (rechnend) nun bleiben noch — warte mal nun bleiben noch dreiundzwanzig. (Zur Uhr.) So tickt doch

schneeller du dumme Uhr! Wenn ich du wäre, wie sollten die Zeiger fliegen.

(Die Ehrenberg tritt ein.)

Herrgott, die Cantel!

(Setzt sich an den Tisch und heuchelt fleiß.)

Zweite Scene.

Eva. Ehrenberg.

Ehrenberg.

Willst Du mi bedreegen? Büst Du of wie de Annern, wie se all in de Welt? Wenn Du keen Lust heft taum Arbeiten, denn kannst Du't man seggen. Dat is beter als wenn Du anfangst tau leegen.

Eva.

Ach, Tante, ich sah nur einen Augenblick nach der Uhr.

Ehrenberg.

Ik weet't, ik hewwt sehn. Ik heww hört wat Du seggt heft. Kind, Du mußt nich lut denken, Du mußt Allens in Di vergraben ganz deep un ganz still. Süh mal, jeder Minsch hett dar binnen in sich en'n Gaaren, dar slaapt siin schönsten Gedanken wie de Blumen, wenn de Sün'n tau Ruh gahn is. Wenn se plücht ward denn verwelkt se un bläucht nie wedder — nie. Vie manche waßt dar of bloß Unkrut und Brennetteln (nimmt eine gemachte Blume). Vie manche sünd't of man gemaakte wie düsse dar. De künnt de Sün'n woll verdreegen, awer se rüückt nich. Darum Kind, nimm die för de Minschen in Acht und denk nich lut. De Minschen sünd nich gaud.

Eva.

Aber Alle sind sie doch nicht schlecht. Karl, zum Beispiel ist doch gut, wirklich sehr gut.

Ehrenberg.

(Eine Pause, als wenn sie nachdenkt.)

Noch is he gaud, noch is he gaud. Sünd denn of de Kinner slecht, wenn se in de Welt herinlacht? Ae, de wardt erst slecht maft, se möt ja slecht warden, wenn se hört un seht, datt Allens Bedrug un Schändlichkeit is op Erden.

Eva.

Tante, warum schelten Sie immer auf die Leute und sind selbst doch so gut?

Ehrenberg.

Ich bün nich gaud un will of nich gaud wesen. Ich haß de Minschen, wie en Minsch man hassen kann, denn se hewwt mi elend maft, schrecklich elend. — — — Di heww ich in Schutz nahmen för de Annern un mehr verlang nich tau weeten. Verlang dat nie, hörst Du! Du vertörnst mi, wenn Du fragst! (strenge) Wat heft Du beschickt? Laat sehn, ob Du wat lehrst un wiider kummt.

Eva (gibt der Alten eine Rose und einen Myrthenkranz).

Hier diese Rose habe ich zuletzt gemacht und diesen Myrthenkranz.

Ehrenberg (nimmt den Kranz und betrachtet ihn schwermüthig).

De is of nich för en Lewende. Wenn en Mäten storben is an brafen Hatten, denn drückt se ehr so'n Kranz in de Haar. Wer awer trotzdem lewen bliwt, de drigt en Kron von spiße Dörn — un Nüms, Nüms süht dat.

Eva.

Ach Tante, kann denn Niemand etwas thun, um Sie ein wenig froh zu machen, nur ein ganz klein wenig? Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfinge, nichts sollte mir zu schwer werden.

Ehrenberg (warm).

Heww mi lew, en ganz bitten lew — — un laot mi, wie ick bün.

Eva (sieht in die Scene).

Da kommt Karl; eben geht er am Fenster vorbei.

Ehrenberg.

Ganz recht! He kümmt un ick . . . bün vergeten.

Dritte Scene.

Eva, Ehrenberg, Karl.

(Karl begrüßt die Alte, indem er ihr die Hand giebt, Eva läßt ihn nicht gleich zu Worte kommen.)

Eva (wirft einen raschen Blick auf die Uhr).

Wie schön, mein Karl, daß Du so früh kommst, es ist noch nicht einmal halb. Aber was ist Dir? Du siehst nicht so froh aus wie sonst, auf Deiner Stirn liegt sogar eine Falte. Komm, ich will sie Dir wegstreichen.

Ehrenberg.

Man kann nich ümmer lachen, dat warst Du of noch insfehn lehren. (Zu Karl) Hemm'n Se Ungelegenheiten hatt?

Karl.

Mein Vater war heute so sonderbar gegen mich, wie sonst noch nie. Alles, was ich that, war ihm nicht recht, an Allem hatte er etwas auszusetzen. Während er sonst stets mit mir zufrieden war und mir versprach, daß ich bald als Theilhaber in die Firma eintreten sollte, rückte er dies Ziel heute nicht blos in weite ferne, sondern . . .

Eva.

Nun, und was mehr?

Karl.

Du mußt nicht erschrecken, mein Lieb, er wird es so ernst nicht gemeint haben.

Eva.

Du machst mich ja ganz ängstlich.

Ehrenberg.

Un wat wull Ihr Vatter dem?

Karl.

Er eröffnete mir, daß ich in kurzer Zeit zu einem Geschäftsfreund auf einige Jahre nach Amerika gehen müsse.

Eva.

Nach Amerika! O nein, mein Karl, das kann nicht sein. Du mußt hier bei mir bleiben. Nicht wahr? Du treibst Scherz?

Karl.

Mein Vater sprach ernst. Ich fürchte, er macht seine Worte wahr.

Ehrenberg.

He ward dauhn, wat he seggt hett. He deiht, wat he will, un schull en Minschenglück daröwer tau Grunn gahn. (Bei Seite) Ich kenn em, ich kenn em.

Karl.

Mein Vater hat einen Sinn von Eisen, den nichts brechen kann.

Eva.

Aber Karl, Du darfst nicht fort. Das geht doch nicht.

Ehrenberg.

Kinner möt gehorchen.

Karl.

Ich hoffe, daß er seine Absichten ändert . . . als ich vor kaum einem Jahre den Wunsch äußerte, über den Ocean zu gehen, um meine Kenntnisse zu erweitern, war

er es, der mich nicht fortlief. Und nun, da mich so süße Bande an Hamburg fesseln, (zu Eva) seit ich Dich gefunden, nun schickt er mich weg.

Ehrenberg.

Dat is dat eben. En gauden fründ ward em woll steken hemm'n, dat Se Abends hier mit Eva tausamen kamt. Un wenn he dat weet, denn is Ju'r Glück tau Enn'n. — Jck kenn em.

Karl.

Und wenn er es erfahren hat, um so besser. Ich bin des Geheimthuns schon lange satt. Einmal muß er es ja doch wissen und ich bin überzeugt, wenn er Eva kennen lernt, wird Alles wieder gut werden, und ich bleibe hier.

Eva.

Wie schön, wie schön, Du bleibst.

Ehrenberg.

Kinner, irrt Jug nich. De Hoffnung is woll de Minschen ehren lekten Trost, awer se hett all Manchen bedragen — un Ji ward of nich de Lekten siin.

(Es klingelt die Ladenthür.)

Eva (will in den Laden).

Es ist Jemand im Laden.

Ehrenberg.

Laat mi man gahn, ick will Jug nich stören, wer weet, wie lang Ji noch glücklich siin dörfst. (Ab in den Laden)

Vierte Scene.

Eva, Karl.

Karl.

Würdest Du Dich wirklich grämen, wenn ich auf einige Zeit fort müßte?

Eva.

Karl, mein Karl, wie kannst Du fragen? Ich kann mir ja gar nicht denken, wie mir zu Muth sein würde, wenn Du nicht bei mir bist, aber das weiß ich: ich hätte keinen frohen Augenblick mehr, keinen einzigen.

Karl.

Und Du würdest mein nicht vergessen?

Eva.

Vergessen? Erinnert mich nicht Alles an Dich? O, die ganze Welt ist mir eine andere geworden, seit ich Dich kenne. Alles ist seit der Zeit anders. Die Sonne, dünkt mich, scheint heller, die Blumen duften lieblicher, die ganze Welt ist schöner und ich sollte Dein vergessen? O, ich weiß noch ganz als wenn es gestern wäre, als wir uns zum ersten Male sah'n.

Karl.

Es war auf einem Alster-Dampfer.

Eva.

Und es fing an zu regnen.

Karl.

Die Kajüte war voller Menschen.

Eva.

Und Du gabst mir Deinen Schirm.

Karl.

Du wurdest roth, als ich Dich anredete.

Eva.

Und Du konntest mich nicht einmal gerade ansehen dabei.

Karl.

Aber jetzt kann ich es.

Eva.

Nur zu, wenn Du den Muth hast, Du Dieb.

Karl.

Weil ich Dein kleines Herz für mich genommen habe, meinst Du? Sieh Acht, ich nehme noch viel mehr, ich bin ein Räuber (raubt einen Kuß).

Eva.

Ich rufe die Tante, wenn Du unartig bist.

Karl.

Warum hast Du aber damals nicht gerufen, als ich Euch an einem Abend spät nach Hause begleitete und Dir den ersten Kuß gab? Die Tante ging doch ganz dicht vor uns. Warum riefst Du da nicht?

Eva (übermüthig).

Konnte ich denn? Dein Schnurrbart war mir ja im Wege.

Karl.

Nur deshalb?

Eva.

Du bist unausstehlich neugierig.

Karl.

Nun, wenn Du nicht antworten willst, muß ich es thun. Ich weiß noch ganz deutlich, wie ein gewisses kleines Gesichtchen sich hier an meiner Brust verbarg, als wenn es sich fürchtete, das abendliche Dämmerlicht könnte etwas verrathen. Und weißt Du, was ich in dem Augenblicke dachte? Da sagte ich mir: das liebliche Wesen, das da an Deinem Herzen ruht, ist Dein für alle Zeit. Nichts soll Dich von ihm trennen, so lange Du lebst, so lange Dein Herz noch schlägt. (Er zieht Eva leicht an sich.)

Eva (lehnt sich an Karl).

Und ich dachte in dem Augenblicke garnichts, ich fühlte faum, daß Dein Arm mich umschlungen hielt; ich mußte

weinen, das war Alles. Und seit der Zeit, da denke ich nur Eins — und das bist Du.

(Man hört die Glocke.)

Karl.

Meine Eva, mein Liebling, mein Alles auf der Welt.

Fünfte Scene.

Reichenau, Ehrenberg, Vorige.

Reichenau

(halb im Laden und dann gleich auf die Scene tretend, hinter ihm die Ehrenberg).

Mein Sohn ist hier, ich weiß es.

Karl.

Mein Vater! (Eva hält sich an Karl.)

Ehrenberg.

Bedenken Sie, was Sie dauhn, dat handelt sich um Lewensglück.

Reichenau.

Ich werde wissen, was ich zu thun habe. Lassen Sie mich allein mit meinem Sohne.

Karl.

Ich habe kein Geheimniß vor diesen Leuten.

Reichenau.

Schlimm genug, daß es schon so weit gekommen ist.
(Su den beiden Frauen) Ich wünsche mit meinem Sohne zu reden.

Ehrenberg (zu Eva).

Laat uns gahn. Twischen Vatter un Söhn mutt sich keen Minsch drängen, dat giwwt tau jeder Tiid Unglück!
(Su Reichenau) Bedenken Sie, was Sie dauhn. (Ab mit Eva. Eva faltet die Hände leicht und wirft Karl im Abgehen einen bittenden Blick zu.)

Sechste Scene.**Reichenau, Karl.****Reichenau.** (Pause.)

Ich sagte Dir heute Morgen, daß Du so bald als möglich nach Amerika gehen würdest; ich sehe, daß ich recht daran thue, einem Treiben ein Ende zu machen, von dem ich leider erst gestern von befreundeter Seite Kunde erhielt. Vielleicht komme ich noch nicht zu spät. Wie stehst Du mit dem Mädchen?

Karl.

Ich liebe es.

Reichenau.

Laß die Redensarten. — Du wirst dem Mädchen jetzt gleich in meiner Gegenwart erklären, daß Du sie Dir aus dem Sinn schlagen und nie wiedersehen wirst.

Karl.

Das kann ich nicht.

Reichenau.

Was sagtest Du?

Karl.

Ich habe meiner Eva das Wort gegeben, ihr für das ganze Leben anzugehören und mein Wort breche ich nicht.

Reichenau.

Du vergiffest, zu wem Du sprichst.

Karl.

Du bist mein Vater, ich werde es nicht vergessen. In allen Dingen werde ich Dir gehorchen, nur hierin nicht. Gebiete der Unendlichkeit, sie soll ein Ende nehmen

— Du vermagst es nicht. Verbiete mir, meine Eva zu lieben — ich kann nicht gehorchen.

Reichenau.

Phrasen. Rede vernünftig. Die Sache soll und muß abgethan werden. Du wirst einsehen, daß es besser ist, Alles im Guten, wenn auch vielleicht mit einem pekuniären Opfer zu ordnen, als wenn ich die Dirne —

Karl.

Vater, meine Braut ist keine Dirne. — — Beleidige sie nicht, Du triffst auch mich mit den Worten, die ihr gelten. Ihre Ehre ist meine Ehre und meine Ehre ist mir heilig.

Reichenau (höhnend).

So heilig, daß Du Dich mitsammt Deiner Ehre, auf die Du so pochst, an die erste beste glatte Larve — — wegwirfst — — —

Karl (aufbrausend).

Vater! (ruhig und fest) Nein, ich kann nicht.

Reichenau.

Dann muß ich handeln, wie mir gut scheint.

Karl.

Zerstöre nicht mein Lebensglück, Vater. Sei nachgiebig, nur dies eine Mal. Wenn Du Eva kennen würdest, Du könntest nicht so hart sein, Du würdest sie willkommen heißen als Deine Tochter.

Reichenau.

Genug. — Dir erscheint Alles rosenfarbig, weil Du mit den Augen eines Verliebten siehst. Die Liebe ist ein Wahn, der vergeht, ein Sinnenrausch, der verfliegt. Ein Mensch, der verliebt ist, ist ein Narr, der es zu Nichts

bringt. Der Verstand muß die Oberhand behalten, das ist meine Lebensregel gewesen und sie war richtig. Doch was nützen Worte, ich bin gekommen um zu handeln. Rufe mir die Alte, vielleicht ist sie vernünftiger als Du.

Karl.

Vater, ich beschwöre Dich . . .

Reichenau.

Kein Wort mehr. Hole die Alte. (Karl ab.)

Siebente Scene.

Reichenau (allein).

Du redest von Liebe, weil Du zu jung bist. Einst wirst Du mir auf den Knien danken, daß ich Dich jetzt vor einer grenzenlosen Thorheit bewahre. Wer vorwärts will, darf der sogenannten Stimme des Herzens kein Gehör geben. Was fehlt denn mir? Habe ich nicht Alles, Reichthum und Achtung? Steht meine firma nicht groß und angesehen da? Wohin wäre ich wohl gerathen, wenn das Herz an meinem Hauptbuche gefessen hätte? Und ist nicht Alles im Leben Geschäft? Mit Ausnahme der Liebe, die ist Narrheit.

Achte Scene.

Reichenau. Ehrenberg.

Ehrenberg.

Se wöllt mi spreken — ick bün hier.

Reichenau.

Gut! Viel ist es nicht, aber wichtig.

Ehrenberg.

Ik kann mi't denken. Erlauben Se mi, dat ik platt-dütsch spreek. Denn wenn ick reden schall, wie miit'üm't

Hatt is, denn bliiw icĥ gern bi miin Mudderspraak. Se is man grad herut, awer mi schient, se is ehrlich un gaud, grade so wie de Minschen fröher wiren.

Reichenau.

Die Sprache thut nichts zur Sache. Ich bin hier als der Vater meines Sohnes. Nachdem ich mich von seinem Treiben überzeugt habe, verlange ich jetzt von Ihnen, daß Sie Ihrer Tochter Vernunft einreden.

Ehrenberg.

Eva kann dauhn un laaten wat se will, se is nich miin Tochter.

Reichenau.

Also irgend eine Arbeiterin?

Ehrenberg.

Se is wittlöftig mit mi verwandt. Ehr Oellern sünd in Armaud storben, un da heww icĥ ehr annahmen.

Reichenau.

Um sie für Ihre sauberen Zwecke zu erziehen.

Ehrenberg.

Se irr'n sich. Sehn Se, so Manch' een hett en Hund oder en Katt un hölt dat Thier beter, als wenn't en Minsch wör. Awer um de Kinner, de herumloopt ahn Oellern, ahn Unhalt, dar kümmeret sich Nümm's üm, de künnt verdarwen an Liiw un Seel. Un wenn se tau Grunn geht, denn sünd se alltosam bi de Hand, den ersten Steen op Jem tau smüiten. Icĥ heww dahn, wat in miin Kräften stünn un ehr darum tau mi nahm'n un miin Ogen öwer ehr holl'n bet tau düffen Oogenblick.

Reichenau.

Und doch litten Sie, daß das Mädchen mit meinem Sohne eine Liebchaft anfing.

Ehrenberg.

Ich heww sogar dabi seeten, wenn se hier tosam keem'n. Mi dünkt, 'ts beter, man nimmt so'n Kinner ünner Obhaut, als datt se alleen tosam herumloopt. Un wat Se vun Liebschaft seggen, dat paßt nich. De Beiden hewwt sich lew, wi en paar unschüllige Kinner sich man lew hemm'n könnt. Wie ich sehn heww, datt twischen de Beiden en neee schöne Welt upgüng, so rein un klar wie de Himmel an'n fröhen Sommermorgen, dar säd ich: 'Ts recht, Kinner, pleegt de Lew, eenmal bläucht se man. Awer lat Nümm's dat marken, denn de Minschen dar buten sünd slecht, de weckt Ju op ut den schönen Droom un riit dahl, wat Ji twischen Ju upbaut hebbt ut reine helle Lew'. Ja, dat heww ich seggt.

Reichenau.

Es ist, wie ich mir dachte! Sie sind Schuld an Allem, und deshalb mache ich Sie verantwortlich.

Ehrenberg.

Woför?

Reichenau.

für die Thorheiten meines Sohnes.

Ehrenberg.

Dohrheit nennt Se de Lew? Ihr Geld is Dohrheit. Bedenken Se, datt Sei mit all Ihr Geld sich keenen funken Lew köpen könnt un wenn Se't of mit Tünnen meeten. Mit all Ihr Geld könnt Se keen Glück wedder schaffen, wenn Se't eenmal vernicht hemm'n. Nie, int ganze Lewen nich.

Reichenau.

Verschonon Sie mich, meine Zeit eilt. Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag: Sie verbieten meinem Sohne

Ihr Haus und versprechen mir das Mädchen zur Vernunft zu bringen — oder —

Ehrenberg (stolz).

Oder?

Reichenau.

Sie wandern wegen Kuppelei ins Gefängniß und das Mädchen mit Ihnen. Noch giebt es, Gott sei Dank, in Hamburg Gerichte, die einem Vater beistehen, wenn sein Sohn in die Nege Gott weiß welcher Menschen fällt.

Ehrenberg (bitter).

Se könnt recht hemm'n, denn ic' bün arm un Sei sünd riif. (Ruhig und betonend.) Uwer mi verflagen Sei nich. Verstahn Se woll — mi krümmen Sei keen Haar.

Reichenau.

Genug der Redensarten. Ich weiß jezt, was ich zu thun habe.

Ehrenberg.

Redensarten nennt Se dat? Gaud denn, nu schölt Se keen Redensarten mehr hören.

Reichenau (nimmt seinen Hut und will gehen).

Ehrenberg.

Bliwen Se, eenen Ogenblick.

Reichenau.

Willigen Sie ein, sonst gehe ich.

Ehrenberg.

Bliwen Se. (Bietet mit einer Handbewegung ihm den Lehnstuhl an.)

Reichenau (setzt sich unwillig in den Lehnstuhl).

Aber kurz, bitte ich.

Ehrenberg.

Ganz fort. Sehn Se, nu sünd dat all veeruntwintig Jahr her, dar wahn en Koopmann in de Riifenstraat, de

harr twee Söhns; de een wir den Vatter siin Mogappel, den annern awer wir he nich gaud tau, gegen den wir he als wör dat nich siin egen Kind. Un warüm? Weil he en armes Mäten gern harr un nich vun ehr laaten kunn, nich um Seel un Seligkeit. Dat nütz de anner Brauder ut und maß em slecht bi den Vadder, bet Allens ut wir twüschen Vadder un Söhn. — Dar fung he an tau drinken, he wull ja woll vergeten, wat for'n Unrecht de öllste Brauder em dahn harr. Un als de öllste Brauder siin glänzende Hochtiid fier un Allens in Jubel un Vergnügen wir, da funn'n se den Annern in'n Starben op de Straat. Nocheenmal harr he henwull na dei, um de he Allens verloren harr, de Lew vun'n siin Vadder, de Achtung vor de Minschen un vor sick selber. Awer he keem nich wiider an den Abend als bet an de Döhr, da sunß he üm. Et wör mit em tau Enn. (Steht auf.) Mitleidige Minschen brochen em herin. (Näher zu Reichenau tretend.) Un dar op den Stauhl, wo Sei sitten, is he storben. (Sich ganz aufrichtend.) Un dat Mäten, dat bün ick un de Brauder, dat sünd Sei.

Reichenau

(springt wie von einer Schlange gestochen auf, wendet der Alten den Rücken zu und bedeckt die Augen mit der Hand).

Ehrenberg (sinkt wieder zusammen).

Sehn Se, ick erinner dat noch bet op düsse Stünn. Se hebb't woll all vergeten hatt. Ja, de Minsch de in't Glück leewt, de vergitt licht, awer wi schull ick woll vergeten, datt Se miin un siin Glück vernicht't hebbt? De Jahren hewwt miin Qual nich linnern kunnt, ick heww se mit mi herumdragen un de Minschen haßt. Wie ick awer sehn heww an de beiden Kinner, datt't noch würlliche Lew op Erden giwwt, dar fäng ick an to vergeten un dach miin Glück wedder tau finn'n in jem ehr Glück. — Dat

schall nich fin. Dullenden Se wat Se, anfung'n hebbt,
schicken Se mi int Gefängniß. Mi is't eenerlei; wat dauh
ich noch op de Welt, wenn of min letzte freid daken is.

(Eva und Karl sind zögernd in die Kadenthür getreten und kommen näher. Eva tritt zur Alten vor, Karl bleibt im Hintergrunde, die Aufmerksamkeit seinem Vater zugewendet.)

Ehrenberg

(umschlingt Eva. Der Gegensatz zwischen dem blühenden Mädchen und der gebrochenen Alten muß gut hervortreten).

Maken Se mit mi watt Se wölt. Uwer dat Glück
von düsse dar, (zeigt auf Eva) gehört nich Jhn'n. Schall dat
Kind of so warden wie ich bin? Sehn Se mi an, sehn
Se ehr an — un dauhn Se wat Se nich laaten könnt.

Reichenau

(wendet sich um, sieht die Beiden an. Mit leiser, heiserer Stimme).

Wo ist mein Sohn?

Ehrenberg.

Hier is he. (Geleitet Eva und Karl vor.) Nun wählen Se,
dat höchste Glück, dat größte Elend, beides ligt in Ihre
Hand.

Reichenau (dumps).

Lassen Sie die alten Erinnerungen ruhen. Karl bleibt
hier.

Karl.

Vater, Du willigst ein —

Reichenau (reicht Eva und Karl stumm die Hand).

Ehrenberg (setzt Eva den künstlichen Myrthenkranz auf).

Nu is't ja gaud. De Kranz is doch för en Lewende.

Eva (will den Kranz abnehmen).

Ehrenberg (drückt den Kranz wieder in Eva's Locken).

Dreeg Du em man, he is för Di un bedüüd Glück.
Mi schiint dat nu of, als wenn ut miin Dornen noch
eenmal wedder rode Rosen bläuhen ward.

(Ehrenberg stellt sich zwischen Eva und Karl, die sie umfassen. Reichenau senkt sein Gesicht auf die Lehne des Lehnstuhls und faltet die Hände über der Lehne.)

(Vorhang fällt.)

—•— Ende. —•—



Hanskater.

Als Hanskater liitt wir, wir he nett,
 Stünn tiidig op, güng tiidig tau Bett.
 He hett nich mau't, wenn em wat fehl,
 Un wir so gelungen, wenn he speel.
 He blew tau Huus in'n Dröögen:
 De Kater wir en Vergnöögen.

Nu hewwt wi mit den Kater een Plag,
 Nachts driwwt he herüm un slöppt bi Dag.
 He gröhlt Tenor op en gräßliche Wiis,
 Mag nich mehr speelen un fangt keen Müüs:
 Amer in'n Dröögen un Natten
 Jachtert he mit de Katten.



Verpaßt.

Am Nijohr, da säd se,
 Dat wir tau kold;
 Se wir noch tau jung —
 Un id tau old.

Johanni, da meen se,
 Dat wir tau warm;
 Id wir wol tau riif —
 Un sei tau arm.

Micheeli, da fräng id:
 „Wie süht dat nu ut?“
 Da säd se, „miin Lewe —
 Id bin all Brut!“



Tau nüdli.

Lütje Hann' un lütje Fööt,
 Allens man in halwe Grööt,
 Lütje Arm un lütje Been,
 Halw so groot als annereen,
 Lütje Oogen krall un rund,
 Lütje Näs un lütjen Mund
 Un darbi so gemüthli
 Hett he keen Mäten sinen kumt,
 Un dat hett bloß den eenen Grund:
 He is jem veel tau nüdli.



De Witten.

En Sünndag wir't, un datt en hitten,
 So recht in'n Juli, in de heet'ste Tid,
 Wi wir'n vun dörtig Grad nich wiit:
 Da denk ick: „Warm is't — nimm de Witten.“

Fein seg ick ut. En nigen Knünnen
 Harr ick um'n Hals, schön roth un grün fareert.
 En gold'ne Keed, so'n twintig Dahler werth,
 Un denn na ünner tau de Witten.

Ich wir verlew't. — Lütt Doris Schünnen
 De dacht ick, wir en froo för mi.
 Wi maht tausamen hüt en Landpartie:
 Dat helpt ja woll. Un denn de Witten!

Se säd: „Wi will'n in't Grüne sitten,“
 Marie un Anna sett sick of mit dahl.
 Mi wir dat grade nich so ganz egal,
 Denn grünes Gras verdarwt de Witten.

Lütt Doris seggt: „Gedenken Sie den drünnen,
 In'n Januar, als wir zuerst uns sah'n?
 Au kamen Se doch her, wat wöllt Se stahn?“
 Kunn ick mi awer setten op de Witten?

Naher da drüppel dat en Bitten.
 Ich müß' vun Doris, Anna un Marie.
 In't erste beste Werthshus sett ick mi
 Un arger mi — un schon' de Witten.

Miin Doris säd: „De hett en Lünnen,
 Den'n sünd de Schruwen sicher los.“
 Un Anna fräng: „Wen'n meenst du bloß?“
 „Gott,“ seggt se, „den'n dar mit de Witten!“



Antwort op den Looppaß.

Miin Deern, bild' di man jonich in,
 Du harrst mi'n Cort andahn.
 Wenn Een mi mit'n Tumpahl winkt,
 Kann ick dat ok verstahn.

Un bün ick di nich schier genug,
 Denn heirad' Naver's Pump;
 De hett en runden Booselkopp
 Un'n lingelangen Rump.

Un bün ick di nich riif genug,
 Denn nimm en Annereen.
 Miin'thalw'n den Koopmann ut de Stadt
 Mitsammt sijn scheewe Been.

Un bün ick di nich old genug,
 Denn schick nah de Apthek:
 Ob dar nich in en Krüderbüß
 De Rechte för di steek?

En Kerl, wie du em wünschen deihst,
 Den säuf man ümmertoo:
 Wenn du en ohle Jungfer büßt,
 Heww ick all lang en froo.



Miin Amanda.





„Dat liid ic̄ nich und dat drofft Du nich! Wie kannst Du en Kind slagen?“ rief die Frau und stürzte wie eine Furie auf ihren Mann zu, der im Begriffe stand, seinem etwa siebenjährigen Töchterchen eine Züchtigung zu ertheilen.

„Wenn de Deern nich gaud deih̄t, mutt se Straf hemm'n,“ erwiderte der Mann ruhig. „Slaa ic̄ ehr nu nich, nu se jung is, denn sleit se uns, wenn se grötter is.“

„Gott bewahre wat en Stück Snack,“ entgegnete die Frau mit einem kurzen Hohngelächter. „Uns Amanda is nich in'n Stann, en fleeg wat tau dauhn, und denn schall se uns slagen? Jem hebbt woll all hüt Morgen op de Fabrik tau veel Gräun mit Himbeern fröhstückt, sünst weet ic̄ nich, wie Du tau so'n Art Ansichten kamen deih̄st.“

„Gah na de Kööf un wasch di de Oogen, Amanda,“ sagte der Mann, ohne auf die spöttische Rede seiner Frau auch nur eine Silbe zu antworten.

Als das Kind die Thür hinter sich zugemacht hatte, sagte er zu seiner Frau: „Dat Kind is weg, nu will ic̄ Di mal wat seggen. Wenn Du mi noch eenmal in de Quer kummst, wenn ic̄ dat Kind op den rechten Weg bringen will, denn kannst Du Diin Deehl afkriegen. — Hest Du mi verstahn?“

Die Frau hatte sich niedergesetzt und wagte im ersten Augenblick kein Wort zu erwidern. Sie wußte, daß ihr Mann, der Fabrikarbeiter, einen kräftigen Arm hatte, und daß er, einmal in Zorn gerathen, schwer wieder zu besänftigen war. Nach einer Weile begann sie darauf flehentlich laut: „Wat hett de Lütt denn dahn, datt Du so mit ehr umgahn deihst?“

„Se hett mi wat vörlaagen, un dat kann ick nich liiden. Wer leegen deiht, is of tau annere Slechtigkeiten fähig, und ick will nich, dat Amanda ebenso ward, wie so manche Annere.“

„Kinner sünd Kinner,“ erwiderte die Frau.

„Un darum möt se of wie Kinner holl'n werden. Koop de Deern herin und laot uns eeten, ick mutt tau rechter Tiid an de Arbeit.“

Die Frau holte das Mädchen und die Drei setzten sich, das einfache Mittagmahl zu verzehren. Dem Manne schmeckte sein Mittagsbrot nicht so wie sonst wohl. Der Aergger hatte ihm den Appetit genommen. Die Frau sprach kein Wort und das Kind schwieg ebenfalls.

Amanda sah für ihr Alter groß und stattlich aus, das Gesicht zeigte eine anmuthige Regelmäßigkeit, die dunklen reichen Haare kräuselsten sich zu natürlichen Locken und die Augen, die jetzt scheu vor sich niederblickten, waren sonst voller Glanz und Lebenslust. Hin und wieder warf die Mutter einen Blick auf die Tochter, den diese verständnißinnig erwiderte und deutete mit einem gewissen Lächeln auf den Vater, was Amanda mit behaglicher Genugthuung bemerkte.

Als das Mittagessen vollendet, rüstete der Vater sich auf den Gang zur Fabrik, in der er seit Jahren beschäftigt war und die volle Achtung seines Brodherrn genoß, der in ihm nicht allein den tüchtigen Arbeiter schätzte, sondern

ihn auch wegen seiner Rechtlichkeit oft vor Andern bevorzugte. Die Reibereien, die hieraus zuweilen entstanden, arteten jedoch nie in größere Zwistigkeiten aus, da die Uebrigen wohl wußten, daß er ihnen an Körperkraft weit überlegen war. Es konnte ihm daher durchaus nicht recht sein zu bemerken, daß seine Tochter, die kleine Amanda, ihn zu hintergehen versuchte. Heute hatte sie auf seine Frage, nach dem, was sie in der Schule gehabt, nur ungenügende Antworten geben können, dann hatte sie auf die Frage, ob sie auch die Schule besucht habe, ganz dreist mit „Ja“ geantwortet, wogegen der Vater von einem Nachbarn erfahren hatte, daß sie am Nachmittage ganz lustig mit anderen Kindern auf dem Hofe gespielt hatte. Diese Unwahrheit kränkte den Vater derart, daß er in Zorn gerieth und strafte.

Als der Vater das Haus verlassen hatte, eilte die Mutter auf die Tochter zu und liebte sie. „Hier heest Du en Schilling för Voltjes, miin säute Dochder,“ sagte sie. „Wenn Du di mal en bitten amüseern willst, denn deiht dat of nix, Du maßt Diin Glück doch noch mal op de Welt un dat ohle Sitten in de Schaul maßt Di man bloß ungesund. Dat fennt Vatter eenmal nich beter. Hüt Nahmiddag gaht wi Beide en bitten nah Hamm, dar is Danzvergnügen for Kinner; bloß Vadder droff dat nich weeten.“

Und so geschah es. Erst spät kamen Mutter und Tochter wieder, sie wußten, daß der Vater die Nacht über in der Fabrik bleiben würde, wo er zuweilen den Aufseher vertreten mußte.

Mit Eist wußte die Mutter von nun an den Mann zu hintergehen, sie erzog ihre Tochter zur Verstellung und Heuchelei und da Amanda sich vor dem Vater in Acht

nahm, merkte dieser Nichts von dem Treiben, zumal die Arbeit ihn mehr und mehr in Anspruch nahm.

Das Kind Amanda wurde allmählig größer und wuchs zu einer blühenden Jungfrau heran. Der Vater wollte nun, daß sie in den Dienst treten sollte, aber das war der Mutter nicht genehm. „Miin Amanda,“ sagte sie, „schall anner Lüüd vun vörn un achtern oppassen? Miin Amanda schall sich vun de Herrschaften Allens gefall'n laaten un womöglich noch op'n kohlen Böhn slaapen? J, Gott bewahre, dar is se veel tau gaud tau!“

Es gab heftige Scenen, allein der Weg, den Mutter und Tochter einschlugen, führte besser zum Ziele, als dauernder Widerstand es vermocht hätte. Sie legten sich Beide auf das Bitten. „Een, twee Jahr kann se noch täuben,“ meinte die Mutter, „denn kann se ja deen'n. Noch is se veel tau zart for sware Arbeit. Jck will woll op ehr passen, datt se bi mi inn'n Hus of wat lehrt. Se kann mi düchtig tau Hand gahn, un wenn se sünst noch wat will, denn kann se sniidern lehrn: denn steiht se sich beter, als wenn se in'n Deenst sich affchinn'n mutt un doch man en paar Dahler frigt.“

Zum Dienen war Amanda zu zart, nur nicht zum Besuchen der Tanzlokale, das konnte sie sehr gut vertragen. Dem Vater, der jetzt während der Nächte mehr beschäftigt war, ward leicht ein K für ein U gemacht. Einmal jedoch mußte er erfahren, wie die Tochter lebte und das kam so:

Amanda hatte in einem Tanzlokal einen jungen Mann kennen gelernt, der ihr um so besser gefiel, als er ihr auseinandersetzte, daß er ein Amerikaner sei, der drüben sein reiches Auskommen habe und daß er, wenn sie einwillige, sie als seine Frau mit nach Amerika nehmen wolle.

„Heww ick dat nich ümmer seggt,“ frohlockte die Mutter, „Du maßt mal Diin Glück? Dat is doch ganz

wat Anners, als wenn Du in'n Deenist gahn wörst. Nu laat Vatter man kam'n, nu kann he selbst sehn, wer denn Recht hett — hei oder wie twee Beiden!"

Der Vater warnte vor Uebereilung und leichtsinnigen Schritten. Allein als Amanda an einem schönen Sonntag mit ihrer „Liebe“ ankam und ihn ihrem Vater vorstellte, als dieser mit geläufiger Zunge den Alten beschwagte, mit seinem Vermögen prahlte, mit seiner goldenen Uhrkette renommirte und Geschenke auskramte, die er mitgebracht hatte — da ließ sich auch der Alte überreden und gab seine Einwilligung. Die Mutter schwamm in einem Meer von Wonne und erzählte überall in der Nachbarschaft, wo sie's nur anbringen konnte: „Miin Amanda hett ehr Glück maht — se frigt en steenriiken Amerikaner, he hett ehr all en goldene Uhr mit Keed schenkt und hüt Abend gaht wi alltohop nahn Variété-Theater. He hett seggt, he hollt uns Alle free!" Und nun ging das Gespräch im Hofe „Amanda frigt en riiken Amerikaner, de kann siin Geld mit Scheepeln meeten."

Lange dauerte das Vergnügen aber nicht. Eines schönen Tages war der feine Amerikaner verschwunden und „Miin Amanda“ blieb sitzen. Um dem Spott der Nachbarinnen zu entgehen, suchte sie eine Stelle in einer Wäschefabrik und zog „allein“. Die Mutter steckte ihr zu, was sie entbehren und dem Vater entfremden konnte. Der brauste auf und schalt, aber es half ihm nichts, allmählig erlahmte er an der Hartnäckigkeit der Weiber.

Amanda war die flotteste auf dem Tanzboden und hatte Glück. Dort lernte sie einen jungen Mann kennen, einen Hafenarbeiter mit gutem Auskommen, der sich in sie verliebte und sie zur Frau begehrte. Wohl warnten seine Freunde: „Harder, laat Di nich tau wiit mit de Deern in, de is keen Partie för Di."

„Jck schall ehr ja heiraden un nich Ji!“

„Se hett all mal en Brüdigam hatt, en Amerikaner, de hett ehr sitten laaten. Willst Du Een neh'n, de en Unnern nich gaud nog wir?“

„Wer noch mal so'n Snack maht, den'n hau ick an't Muul, datt em de Tähn'n inn'n Brägen fleegt.“

„Un wat versteiht se vun'n Husstand? Nix.“

„Gah't man tau!“

Nun ward er auffällig; er wollte den Leuten zeigen, daß er sich nicht in seiner Liebe täuschte, daß er recht hätte. Nun wollte er keinen ihrer Fehler sehen und gewahrte ihrer auch keinen.

„Saat se snacken, wat se wölt; nich miin Amanda?“ schmeichelte er. „Nich wahr, wenn Du erst miin froo büst, denn willst Du Jem woll wiisen, dat Du düchtig un gaud in'n Husstand büst!“

„Da kannst Du Di fast op verlaaten, miin Heinerich, und wenn wi so veel hebbt, dat ick mi 'en Maschin anschaffen kann, denn verdeen ick schön mit tau. Weest Du, so op de Fabriken verdeent man nich veel, aber wer siin eegen Maschin hett, de kummt tau wat.“

Amanda kam auch wirklich zu Nichts. Ihr Frauen-Eingebrachtes bestand in ein wenig Kleidung, einem Sonnenschirm, einer Sammetjacke und einem Paar bronzierter Tanzstiefel; für Alles, was sonst nöthig war, mußte Harde sorgen. Sein Prinzipal gewährte ihm einen Vorschuß, der durch kleine Abzüge am Wochenlohn wieder zurückgezahlt werden sollte, und mit diesem Gelde wurde das Unentbehrlichste angeschafft. Die Summe hätte weiter reichen können, als in Wirklichkeit der Fall war, aber Amanda wollte die Hochzeit „sein“ feiern, Gäste einladen, Punsch trinken und tanzen. Ein Harmonikspieler kostete ja nicht alle Welt, und tanzen war ihre ganze Seligkeit.

Sie hatten sich ja auf dem Salon kennen gelernt, und da auch er ein flotter Tänzer war, fanden sie gar bald Gefallen aneinander. Walzen, schuben, trippeln links und langsam mit Gefühl, das war ihre Wonne, und die Leuten, welche das Tanzlokal verließen, pflegten Harder und Amanda zu sein. Das Amusement kostete allerdings Geld, allein was machte das aus? Das konnte später Alles gespart werden, wenn sie erst ihren eigenen Hausstand hatten; warum sollten sie nicht auch ein wenig vergnügt in ihrem Brautstand sein? Nachher wollten sie um so eingezogener leben. „Du schallst seh'n wie gemüthli dat noch ward,“ sagte er. „Wi gaht nich mehr tau Danz, wi gaht Sünndags fein spazeern nah'n botanischen Garen und plegt uns an das schöne Quellwater, und wölt wi mal in't Theater, denn hebbt wi of noch so veel öwer, datt wi in't Wilhelm-Theater gahn könnt! Dat is den Hals nich af!“

„Dat wölt wi woll kriegen,“ antwortete Amanda. „Wat meenst Du to dissen Rheinländer, de danzt sich tau göttli.“

Das war Alles recht nett und nahm sich auch ganz gut aus. Die jungen Leute kümmerten sich nur um das Heute und nicht um das Morgen, und wenn sie an die Zukunft dachten, so malten sie sich die kommenden Tage mit der schönsten rosenrothen Farbe an, die sie in ihrer Phantasie aufstreifen konnten.

Dem vergnügten Brautstande folgte die mehr als vergnügte Hochzeit. Die Nachbarleute klopfen wohl an die Wände, wenn Gesang und Trinkjubel gar zu arg wurden, allein das machte dem heitern Völkchen keine Sorge. Der Bandonionspieler quetschte aus seiner Ziehfelde die schönsten und neuesten Melodien heraus; bei be-

kannten Weisen wurde mit Gesang eingestimmt, und herrliche Lieder, wie z. B. „Hamburg ist ein schönes Städtchen“, „Zum Tingelingeling zum Massa“ u. dgl. wurden mit einer Anstrengung der Kehle vorgetragen, als bekämen sie extra dafür bezahlt. Es waren unter Harder's Kollegen mehr Bässe als Tenore vorhanden, dafür aber sangen die Freundinnen Amanda's den Diskant um so viel höher und ausgiebiger. Nach Schluß des Abendessens, das aus belegtem Butterbrot, Klößen, einer Torte und vielem Punsch bestand, wurden Tisch und Stühle auf das Bett gestellt, damit man Platz zum Tanzen hatte, um die Hochzeit zu feiern, wie es sich gehörte. Amandas Mutter hatte den Petroleumofen unter ihre Aufsicht genommen und sorgte immerfort für heißes Wasser zum Punsch. Man amüsierte sich köstlich und sehr viele „Hoch soll'n sie leben!“ wurden ausgebracht. Dazwischen klopften die Nachbarn, die kein Auge schließen konnten, wieder an die Wände, aber ohne Erfolg. Erst nach Mitternacht endete das Vergnügen.

Das war der Anfang des Ehestandes.

In den ersten acht Tagen war Harder mit Allem zufrieden, was Amanda that. Kam er Mittags nach Hause und die junge Frau hatte noch keine Zeit gehabt, die kleine Wohnung aufzuräumen, sagte er nichts, da er glaubte, es sei so viel zu thun, wie seine Frau ihm vorschwebte, denn davon hatte er keine Ahnung, daß sie, da sie nicht mehr gezwungen war, rechtzeitig in der Fabrik zu erscheinen, sich dem Morgenschlaf mit ungewöhnlicher Ausdauer hingab. Auch das Essen war ihm anfangs recht, obgleich Amanda ihm meistens mit Kaffee oder mit Pellkartoffeln aufwartete. Sie hatte ihrer Mutter nie im Hausstand hilfreiche Hand geleistet, sich nicht um die

Küche gekümmert, und konnte keine halbwegs vernünftige Speise bereiten, wenn sie auch gewollt hätte, weil sie es einfach nicht verstand. Der Mann gab sich zufrieden, und sie — nun sie kaufte vom Brotmann, was ihr behagte und aß Süßigkeiten.

Am ersten Sonntag nach der Hochzeit fing der Mann an zu murren: „Hüt is doch Sünndag, da harst Du doch for en ordentliche Supp sorgen kunnt. Du weest, dat ic̄ de gern eet.“

„Ic̄ bün gestern bi'n Slachter wesen,“ antwortete sie, „awer de harr nig Ordentliches.“

„Dat giwwt doch mehr Slachters op de Welt als een?“

„Dat weet ic̄ woll; awer wenn ic̄ dar köpen schall, wo de Herrschaften köpen dauht, denn mußt Du mi mehr Wochengeld gewen. Mit de paar Mark kann ic̄ bi düsse dähren Tiiden so wie so nich ut. Dat seggt of Jede, da kannst Du all de Nawersfroom nah fragen.“

„Du mußt Di inrichten, miin Deern, denn ic̄ mutt afbetahlen, wat uns lütte Huusstand kosten deh. Un denn wull'n wie ja of en Neihmaschin öwersparen. Mehr gewen kann ic̄ Di nich!“

„Wenn dat is, denn mußt Du of nich mehr verlangen,“ war die Antwort. „Mi dünkt, for dat Geld, wat de Supp kost, könnt wi hüt Abend wo'r in'n Keller en Bistef eeten, denn hebbt wi wat Gaudes.“

„Ic̄ meen, wi wulln tau Hus bliiwen und sparen?“

„Du glöwst doch nich, dat ic̄ gar keen Amusement mehr hemm'n will? — Nee, so hebbt wi nich wett't. Wat schulln min Bekantinnen darvon denken, wenn ic̄ mi nirgends seh'n läut? Wi gaht Beide hüt Abend

en Bitten op'n Salon und geht tau rechter Tüid wedder tau Hus."

Und so kam es auch. Harder war das Haus nicht gemüthlich, er gab den Bitten Amandas um so eher nach, als er sich nach Zerstreung sehnte, und diese gab keine Veranlassung, den gefaßten Plan wieder aufzugeben.

Das alte Leben nahm somit wieder seinen Anfang. Vom Mitverdienen der Frau war keine Rede, der Erwerb des Mannes mußte nun für Beide reichen, um die Vergnügungen zu bestreiten und mit dem Hauswesen sah es von Tage zu Tage schlimmer aus. Der Mann, dem es an der nöthigen Pflege gebrach, der es nicht dahin bringen konnte, daß er eine Kost erhielt, wie sie die tägliche Arbeit erfordert, wurde lässig im Geschäft und vermochte nicht die Zufriedenheit des Brodherrn zu erhalten wie in früheren Tagen. Er hatte gehofft, die zur Miethzeit nöthige Summe von seinem Prinzipal vorgestreckt zu erhalten, allein dieser schlug ihm seine Bitte rundweg ab. „Ich kann mich nicht mehr auf Sie verlassen wie sonst,“ sagte er zu Harder, „und außerdem ist die alte Schuld noch nicht getilgt. Hätten Sie Krankheit oder Unglücksfälle erlitten, würde ich der Erste sein, der Ihnen hülfreiche Hand bietet, da Sie aber mehr gebrauchen, als Sie mäßten, so will ich Ihnen nicht helfen.“

Harder bat und flehte. Er schüttete dem Brodherrn sein ganzes Herz aus und klagte ihm, wie Alles Unglück von der Frau verschuldet würde, wie sie garnichts verstände von Dingen, die eine Hausfrau wissen muß.

„Ich will Ihnen dies Eine Mal noch helfen,“ sagte der Herr, dem das Unglück des Mannes zu Herzen ging — „sehen Sie aber zu, daß es anders wird.“

In seinem Hause machte Harder der Frau Vorwürfe

und heftige Vorstellungen, die im gleichen Ton erwidert wurden, so daß ein unerquicklicher Zank ausbrach. „Harr ick Di nie und nümmer seh'n!“ rief er aus, „dat wir beter för mi wesen und vielleicht of beter för Di. Büßt Du för mi en froo, wie se siin mutt? Herumdriewen heßt Du lehrt, wieder of garnix.“

„Wat seggst Du mi dat? Warum heßt miin Mudder mi nix lehrt?“

„Wat? Du willst de Schuld op Diin Mudder schuben, Du Starrendriewersch?“

„Un wat büßt Du denn? Wat verheiradst Du Di, wenn Du knapp dat dröge Brot heßt? Du Butje.“

„Du ohle afgesette Amerikanersch!“ schrie der Mann und schlug ihr mit der faust ins Gesicht und schlug wieder und wieder, bis ihm der Arm erlahmte. Da kam er zu sich.

Er kniete nieder zu der leblos Liegenden, hob ihren Kopf, von dem Blut herabrieselte und suchte sie aufzurichten.

„Amanda,“ flehte er, „miin Amanda, kumm doch tau Di. Ick wir so in de Wuth. Amanda, hörst Du mi? So maß doch de Oogen op. Amanda!“

Da durchschauerte es ihn: „Se is dood. Ick heww ehr mord't.“

Er riß ihr Kleid mit zitternden Händen auf und legte sein Ohr auf ihre Brust. Das Herz schwieg.

Langsam erhob er sich. Sein Gesicht war bleich, seine Lippen preßten sich fest aufeinander.

Noch einmal blickte er umher, als wollte er sich das Bild der Wohnung fest einprägen. Dann murmelte er die Worte: „Nu is de Danz ut!“ und verließ das Haus.

Am folgenden Tage brachten die Zeitungen einen langen Bericht von einer ermordeten Frau und erschöpften

sich in Vermuthungen über die Ursache. Ein Blatt glaubte zu wissen, Eifersucht sei der Beweggrund der That, da die Erschlagene eine Zierde der Tanzböden und begehrte Schöne gewesen sei.

Der Mann war verschwunden und blieb verschwunden.

Die Elbe ist tief.

Hinter dem Sarge der allgemein Bedauerten schritt ein altes Ehepaar, das von der Menge mit theilnehmender Neugier betrachtet wurde: die armen unglücklichen Eltern. Der Vater trug das Leid, wie es schien, in ruhiger Ergebung; die Menge war mit seiner Haltung nicht zufrieden; die Mutter aber, die fassungslose Mutter erwarb ihre ganze Sympathie, wenn sie laut wimmernd schluchzte:

„Miin Amanda, miin Amanda!“



Miin Dochder hett schrewen.

Miin Dochder hett schrewen, en Brew ut de Stadt:
 Se kreeg bi de erste Herrschaft nich satt,
 Muß Dag un Nach arbeit'n, de Lohn wir man lütt,
 Dar säd se: „Madam, ick speel nich mehr mit.“ —
 Nu is se wo anners, nu hett se dat gaud,
 Drigt sidene Kleeder un 'n fedder an'n Haut.
 Se is Gesellschaft'rin worden, se nennt ehr Mamsell,
 Un Arbeid is garnich an de jehige Stell.
 Ick wull ehr besänken, se hett mi bedüd',
 Ick wir all so old — un de Weg wir so wiit.
 Se kümmt mal heröwer, se weet bloß nich wann;
 Dillicht kümmt se gar mit 'n rechtschaffenen Mann.
 Se hett dat ja seggt: In de Stadt, in de Stadt,
 Dar maekt man siin Glück, dar kümmt man tau wat.

Ach, wenn se bloß wüßt, wo de Dochder wol wär,
 Se wünscht sik deep — deep ünner de Eer.



Mudder ques't.

Ik harr di gar tau gern to'r froo,
 Hüt lewer noch as mor'n.
 En jede Stünn, de't länger duert,
 De, dünkt mi, is verlor'n.

Diin Mudder meent sach's Allerlei
 Dun Dit un Dat, wat fehlt,
 Wat dei s'ck üm uns Pütt un Pann'n,
 Uem uns paar Saken quält.

Sei schall ja nich vör den Altar,
 Sei is ja nich verlew't. —
 Wi Beiden harr'n uns gar tau gern
 Un sitt da nu un täuwt.

Segg du ehr bi Gelegenheit:
 Wi wir'n all lang so wiit,
 Un op dat grote Loos to lu'rn,
 Harr'n Leweslud keen Tiid.



Taum Singen.

Dar in den Gar'n, da steiht en Baum,
 Wo sünd de Bläder gräun,
 Un op de Twiigen Blaum an Blaum,
 So köstli antosehn.
 Twee lütje Vagels hewwt sich dar
 Dicht bi en anner sett:
 So'n paar Verlewte, de sünd doch
 Tau nüdli,
 Tau nüdli,
 Tau nüdli un tau nett.

Un'n Abend laat, wenn Alles still,
 Denn gah ick vör de Döhr.
 Denn duert dat of garnich lang,
 Denn kummt dar wen daher.
 He faat mi liifen an de Hand,
 Seggt, wie he lew mi hett.
 So'n bitten Schummertiid is doch
 Tau nüdli,
 Tau nüdli,
 Tau nüdli un tau nett.

Geiht Sünndags he mit mi tau Danz,
 Wat is dat denn en Staat;
 Siin Uneform in vullen Glanz
 Smitt Schatten op de Straat.

Keen Anner danzt so fein wie he,
 So forsch un so adrett.
 En flotten Militair is doch
 Tau nüdli,
 Tau nüdli,
 Tau nüdli un tau nett.

Un bin ich erst sin lütte froo,
 Wat ward dat denn en freid:
 Een hört denn ganz den annern tau,
 So lang dat Hatt noch sleit.
 O giwt dat woll een größer Glück,
 Als wenn man Lewsten hett?
 So'n bitten Liebe is denn doch
 Tau nüdli,
 Tau nüdli,
 Tau nüdli un tau nett.



Einquartierung 1870.





„Hannis kumm, wi wölt na'n Bahnhof un sehn, ob uns'n ankam is.“

„Hebbt Jüm of Inquartierung, Tetje?“

„Na, un wat vor! Kannst gleuben, miin Jung, orrig'n bitten beter, als Diin Mutter siin.“

„Oho. Wie hebbt'n Preißen.“

„Un wie kriegt'n en Mecklenborger — dar awer steit de Zug all. Jung, lat uns loopen!“

Hannis und Tetje sezen sich in Trab und eilen dem Berliner Bahnhof zu. Hier ist zu allen Tageszeiten eine riesige Menschenmenge versammelt, um die ankommenden Truppen theils als Quartiergeber in Empfang zu nehmen, theils um ihre Neugierde zu befriedigen und die Zeit auf diese neue Art an die Seite zu bringen. Nur von Zeit zu Zeit kommt ein wenig Abwechslung in die wartende Menge, wenn die Thore des Bahnhofs sich öffnen und bald Infanterie, bald schweres Geschütz, bald stattliche Reiter ihren Weg in die Stadt nehmen. Dann wogt die Menge und theilt sich, wie einst das rothe Meer vor den Kindern Israels. Dann greifen die Kindermädchen nach ihren Schutzbefohlenen und halten sie „sicher und warm“, weil sie doch nicht gleichzeitig das Militair anschauen und auf die Kinder passen können; dann ertönt ein freundlich grüßendes „Hurrah“ aus den Kehlen der Wartenden, das von den Truppen erwidert wird.

Hannis und Tetje sind mitten zwischen den Leuten und wissen sich die besten Plätze zu erobern.

„Dat sünd de Mecklenborgers, dar is uns'n mit twüschen,“ sagt Tetje mit wichtiger Miene.

„Wokeen dat woll is? de Groote hier an de Eck?“

„Ja, dat kann man nich weten, awer da twüschen is he. Miin Mutter hett all' Allens in de Keeg maakt.“

In der That, Frau Schützen, die einen schwunghaften Gemüsehandel betreibt, während ihr Mann dem Milchhandel obliegt, hat für ihre Einquartierung gesorgt.

„Wenn de ohle Keller bloß nich so dumpig wör,“ sagt sie zu ihrem Manne. „Den Schimmel heww ick vun de Wänd'n, dat könnt wi „uns'n“ doch nich taumoden, datt he in den sülwigen Moder und Spaß ligg'n schall, wo wi uns dat ganze Jahr mit behelpen möt, dat könnt wi nich verantworten. Nu seh' mal her. Hier in uns lüttie Staatsstuw steiht sün Bett ganz schön, de Kantüffeln heww ick rut sett, de Wand'n sünd affeep, de Meubeln hett de ohle Webern so gaud afbohnert, als se dat mit de ohlen stiiwen Fingern kunn un dat Betttäg is utgelüft un dahn.“

„Dat heft Du recht maht, Mutter,“ sagt der Mann. „Wi brukt de Stuw ja doch man alle Pingsten eenmal un sünst süht se of mehr 'n Spifer ähnlich, als 'n menschliche Wohnung, awer dat mutt ick Di segg'n, se süht nu nüdlich ut.“

„Dat will ick mee'n. Herrejeses, da is he all.“

Die in den Keller führende Treppe verdunkelt sich für einige Zeit. Einer der gewaltigen Söhne Mecklenburgs nimmt mit seinen breiten Schultern das Licht weg, und zwar gerade so lange, als er bedarf, die Treppe hinunter-zusteigen.

„G'n Dag of!“ sagt er und bietet seine biedere Rechte

von den Dimensionen eines kleinen Waschholzes zum Gruße.
„Bün't hier richti?“

Milchmann Schütze wirft einen Blick auf den Quartierzettel und erwidert: „Ja wol, dat is hier recht.“

Tetje schwelgt in Entzücken. „Eh!“ sagt er zu Hannis, „un'sn is veel gröter als Diin.“

Unserem Mecklenburger kommt es anfangs ein bischen sonderbar vor, „tief unter der Erd'“ zu wohnen, tief unter der Erde ein Zimmer vorzufinden, wie es seiner Meinung nach der Bürgermeister in Malchin nicht besser verlangen kann.

Und wie er erst hinter einer großen Schüssel mit noch größeren Bohnen sitzt und Madame Schützen ihn immer mehr nöthigt, bis er zuletzt nicht mehr essen kann, da meint er, daß Hamburg beinahe eben so schön ist, wie Mecklenburg.

Schützens pflegen den braven Jungen mit rührender Sorgfalt, die der gute Mensch erröthend und verwirrt entgegennimmt.

„He is ordentlicher Eüd Kind,“ sagt Madame Schützen, „wer weet, wenn uns Tetje groot is, ob de dat ümmer so gaud hett.“ Sie zerdrückt eine Thräne im Auge und murmelt in ihren Platen, dessen linker Zipfel als Thränen-tüchlein benützt wird: „De verfluchtige Franzos!“

In demselben Hause wohnt Parterre und erste Etage ein wohlhabender Kaufmann mit seiner Familie. Ihm wurden zwei Offiziere mit ihren Burschen zu Theil.

„Meine Herren! thun Sie, als wenn Sie zu Hause wären. Um zwölf wird gefrühstückt und um fünf steht die Suppe auf dem Tisch. Wenn Sie andere Zeiten wollen, müssen Sie das mit meiner Frau abmachen.“

Und um zwölf wird gefrühstückt und um fünf gegessen. Die Frau vom Hause ist eine aufmerksame Wirthin und

sorgt für vortreffliche Küche. Der Weinkeller läßt nichts zu wünschen übrig und Madame, die sonst nie Wein trinkt, stößt tapfer mit an und leert ihr Glas, wenn der Ehegemahl eine Perle seines Weinkellers zum Besten giebt und es den Toast gilt: „Unserem deutschen Vaterlande“ und „Glückliches Wiedersehen“.

Am Abend führt unser ehrlicher Hamburger „Fremde“. „Die Leute müssen doch auch Hamburg kennen lernen.“ Und was das Merkwürdige dabei für die Fremden ist: sie merken gar nicht, daß ihr Geld abnimmt, unser Hamburger wird sogar grob, wenn seine Gäste irgendwo bezahlen wollen. Am Abend spät, wenn die beiden Offiziere auf ihre Zimmer gehen, steht auf dem Tisch eine kleine Flaschenbatterie: Bier, Wein, Sherry und Sodawasser.

„Sie könnten ja noch Durst haben,“ meint unser Hamburger. —

In der Küche haben die beiden Mädchen und die Offiziersburschen ein Schutz- und Trugbündniß geschlossen.

„Wenn se miin'n Heinerich dood scheet, denn nehm ic' keen'n Annern als Ih'n,“ sagt Mine thranenden Auges zu dem schmucken Burschen mit dem kühnen Schnauzbart.

„Also Ihr Jeligbter is ooch mit mang'n Krieg?“ fragt dieser.

„Och dat arme Bland. He is möglicher Wiis all dood oder en halwen Kröpel.“

Und wieder weint Mine bittere Thranen.

„Heww Di doch nich so,“ schilt Jette. „Wat schall dat Militair davun denken?“

„Laagen Sie man jut find,“ tröstet der Berliner. „Wenn ic' Ihren Heinrich finde, denn will ic' ihn in Boomwolle wickeln und unversehrt herüberschicken.“

Dabei faßt er Minens Hand, die sie ihm aus Dankbarkeit läßt.

Und nun erzählt der Berliner von seiner Vaterstadt. Er malt in großen Zügen und Mine denkt: „he is doch eegentlich eben so nett wie miin Heinrich.“

Und ehe sie sich's versteht, hat Heinrich Platz machen müssen und es ist auch Einquartierung in ihrem Herzen.

Jette ist ruhiger. Sie unterhält sich mit dem andern Burschen eifrig.

„Ik will'n gaudes Woort bi den Ohl'n inleggen,“ sagt Jette „datt he'n lütte Stell in't Contor apen hölt bet de Krieg ut is. Etwas findt sich hier in Hamborg ümmer an.“

„Sie sind ein braves Mädchen,“ ist die mit einem Händedruck begleitete Antwort.

Auch die Doktorin in der zweiten Etage — der Mann steht so gründlich unter dem Pantoffel, daß er ganz Nebensache ist — hat Einquartierung bekommen und zwar — wie gräßlich für ihre gebildeten Nerven — zwei Gemeine!

Aber sie will dieser Schmach entgehen. Oben auf dem Boden läßt sie zwei Betten aufschlagen, die mit einiger Phantasie als Andeutungen einer Bettstelle angesehen werden können.

In diese Gestelle, deren Boden durch die wahrhaft geniale Benutzung des Fußbodens erspart wird, läßt sie Stroh schütten und das nothdürftigste Bettzeug thun.

„Ein Offizier würde es sehr gut bei mir gehabt haben,“ seufzt sie. „Aber Gemeine. Puh — Eau de Cologne!“

Und da kommen die schrecklichen Menschen. Das Mädchen muß ihnen den Weg auf den Boden zu den Phantasiebetten zeigen.

Die beiden Menschen lachen laut auf.

Nach einer Weile kommen sie herunter, nachdem sie sich auf das Feinste in Stand gesetzt haben und begehren,

der liebenswürdigen Quartiergeberin ihre Aufwartung zu machen.

„Es sind Kriegszeiten, ich muß mich fügen,“ knirscht die Gebildetste aller Gebildeten. „Aber sie kommen nie wieder über die Schwelle meines Boudoirs.“

Die beiden Gemeinen treten ein. Junge, hübsche Gestalten. Heiterkeit leuchtet aus ihren Augen, ihre Verbeugungen sind elegant und sicher.

„Meine Herren,“ sagt die gebildete Doktorin spitz, „das Essen wird Ihnen in der Küche servirt — und ich bitte — —“

„Sehr verbunden, gnädige Frau,“ nimmt der hübsche Blonde das Wort, „wir kommen nur, um Ihnen mitzutheilen, daß wir während der Zeit unseres Hierseins bei meinem Verwandten, dem Senator X., speisen werden. Mein Name ist X. und dies mein Freund N., augenblicklich Soldat, sonst Sohn der firma N. & Co. in Bremen.“ Mit einer ironischen Verbeugung empfehlen sich die beiden schneidigen jungen Leute und verlassen die gebildete Dame.

Die Doktorin soll Krämpfe bekommen haben und ihr Gemahl soll am Abend gebetet haben: „Herr treibe ihr den Teufel aus, der heute in sie gefahren ist, denn so arg hat sie mich noch nie behandelt.“

So war es mit der Einquartierung in dem großen hellgrauen Hause, das leicht an der Milch- und Gemüsehandlung im Keller und dem Doktorschild an einem der Glockengriffe zu erkennen ist.



Heinrich ward funfermeert.





„Nu ist uns Jüngste of all so wiit tau, Mudder,“ sagt Eberhardt der Speicherarbeiter zu seiner Frau. „Wie doch de Jahren hengah. Mi is dat noch wie gestern, as wi den Jung döpen leeten und Du tau mi säst: „Dat is nu woll de letzte.“ Und Du heft Recht hatt, he is dat Nestküken blewen.“

„Na,“ antwortet Louise, die wackere Gattin, „for'n Küken is he groot genug. Wat hett de Jung nich blos für bannige Hann'n.“

„De sünd gaud taum Arbeiten. Mit de grooten Hann'n kann he en Stück Geschirr anfaten un of holl'n un op de grooten säut steiht he fast un säker. Inn Gewrigen meen ick: he is en grooten Jung un de kann of groote Hann'n un säut verdreegen.“

„Ja, wenn man em twüschen de annern Kunfermanden süht, denn kummt he een'n ordentlich ruffaudert vor, mi dünkt so wi so, de Kunfermanden ward vun Jahr tau Jahr lüttjer.“

„Dat schiint mi of meist so. Awer de Wöllern sünd froh, wenn se ehr Kinner in de Lehr oder in en Geschäft gewen könnt, datt se ehr Brod so bald als möglich sülbst verdeenen könnt, wenn't of beter wör, wenn de Jungs noch en Jahr tau Schaul güng'n un en bitten wassen un noch en bitten lehren dehn.“

„Na, uns Heinerich is doch klauß genog. Wat hett de Jung nich ümmer för'n anslägschen Kopp hatt un wat kann he nich reken und schriiwen. Is he nich ümmer de Wepperste in de ganze Schaul wesen?“

„Dar hest Du nich ganz Unrecht, Mudder, awer bedenk doch bloß, wat mutt de Minsch nich all weten, wenn he dörrch de Welt kam'n will. Als wi noch jung wirn, da keem dat anners. Da wussen wi nix vun Telegraph un Iserbahn, vun Zündnadel un Schaffepohs, awer wer nu nich den Sünn un den Maan vun'n Himmel herümmersnacken kann, den seht se for dummerhaftig an.“

„Na, ick wull mal seh'n, wer Di vor dumm holen wull,“ ruft frau Louise erboßt. „Wi sünd kee'n Minschen en Dreeling schüllig un sauber un rein hebbt wi dat jedertiit hatt. Uns Anna ist gaud verheirath un uns Louise ehrn Brödigam is of en netten Minschen mit siin gaudes Utkam'n. Uns Gottlieb hebbt se tau'n Unneraffjeer maht un uns Jüngste ward funfermeert — und denn schulln wi dummerhaftig siin, wiil wi nich eben so klauß snacken könnt wie de Gräunsnabels? Aee, lat Jem man kam'n!“

„Mudder, Du eriiwerst Di ja ordentli.“

„Wer fangt den Striid of an? Wenn Du nich so'n Snack maht, denn segg ick ja keen Woord. Se kennt mi in den ganzen Hof, datt ick in'n Allgemeen för'n Freedden bün.“

„Du hest Recht, Mudder,“ besänftigt Eberhardt. „Un nu laat uns vun de Sak swiigen. Ick hör Heinerich kam'n, un Du weest, ick mag dat nich, wenn de Kinner hört un seht, wie de Oellern sich striiden dauht, un wör't of man in'n Gooden. Wo schall denn de Respekt herkam'n? Glöw mi sicher: so manches Kind, dat sin Oellern

schändlich behandelt, hett vun de Oellern dat böse Bispill freegen.“

Die Thür geht auf und Heinrich tritt herein. Heinrich ist ein gesunder, kräftiger Junge, dem das Zeug schon ein wenig eng geworden ist, weil in der letzten Zeit kein neues angeschafft wurde. „Wenn he in de Lehr kummt, mutt he ja doch nee utstafeert ward'n,“ meinte die Mutter.

„Wo kümmt Du her, Heinrich,“ fragt der Vater den Knaben.

„O, wi sünd en bitten vor't Dhor weesen, Tetje Bliemann, Hein Möller, Frid' sin Gustav un all de Annern.“

„Un hebbt Cigarren rooft, nich wahr?“

Heinrich wird roth. Lügen kann er nicht und die Wahrheit zu sagen wird ihm schwer.

„Datt Ji Jungs, de noch natt achter de Uhren sünd, all vor de Tiid de Grooten speel'n wöllt,“ sagte Eberhardt. „Enmal is dat alle Minschheit taum Spektakel, wenn man en Cigarr süht, wo achter en Jung ansitt, un for't Tweete is dat Rooken in de jungen Jahren nich gesund. Dat is eben so wie mit de jungen Hunn, de ward of tiidlevens nich gröter, wenn se en Sluck Brannwiin infriegt.“

Dieser Vergleich fränkte Heinrich gewaltig. Er, der am nächsten Tage mit der Konfirmation einen neuen Lebensabschnitt beginnt und den Erwachsenen zugerechnet werden soll, er, der sich noch vor einer Viertelfunde auf dem Wall, mit der brennenden Cigarre im Munde, so groß und erhaben mit seinen Freunden dünkte, wird jetzt so klein gemacht. Das ist bitter. Aber Eberhardt weiß, was er sagt.

Die Mutter bereitet das Abendbrot.

„De nächste Woch mußt Du all frömdes Brot eten,“ sagt sie zu ihrem Sohne. „Föhr Di ümmer so op, datt Du't mit Ehren und woll verdeent eeten kannst, denn ward di't jeder Tiid smecken!“

Heinrich treten die Thränen in die Augen, der Bissen im Munde wird ihm groß. Wenn die Eltern auch stets strenge gegen ihn waren, Unrecht hat er nie erlitten und ein wenig verzogen wurde er als Nestküken dennoch hin und wieder. Es ist ja nicht das fremde Brot allein, das er essen soll, das ihm die Thränen in die Augen treibt, er ahnt, daß das fremde Brot noch mancherlei Anderes mit sich bringt, was ihn bis jetzt verschonte, weil die Augen seiner Eltern treu über ihm wachten.

„Anna un ehr Mann mit dat Kind und Lowise mit ehr'n Brödigam kamt morgen Middag tau Disch,“ fährt die Mutter nach einer Weile fort. „Denn sünd wi alle Mann tosam, bloß Gottlieb fehlt, de ohle Jung.“

„Daröwer gräm Di nich, Mudder. Wi könnt froh sin, datt he lewt und soriit gesund is. Siin Arm is heelt, wie he uns schrewen hett un siin Hatt is gesund. Täuw noch en Paar Dag, denn kummt he; se baut ja all de Ehrenporten op'n Rathhusmarkt.“

„Ja,“ ruft Heinerich, „wenn he noch bi de Söğund-söbentiger stünn, he is awer näher tau de Veerundachziger kam'n.“

„Süh, daran har ic bald garnicht dacht. Na, denn kummt he en annermal.“ —

Am nächsten Morgen begeben sich Vater und Sohn zur Kirche. Die Mutter bleibt daheim, um für das Mittagsmahl zu sorgen, denn heute wird extra zugekocht.

Wie sie vor dem Feuerherde steht und gerade die Suppe abschäumt, tritt Jemand in die Thür. Sie sieht sich um.

„Herrejefes, miin Gottlieb, miin Jung, miin Söhn,“ ruft sie aus. Die Schaumkelle entfällt ihren Händen und ihr Erstgeborener umschlingt sie innig mit beiden Armen.

„Ick heww Di wedder,“ ruft sie aus und trocknet sich die Freudenthränen. „Gesund und munter! Mi dünkt, Du büst gröter worden — —“

„Dat schiint woll man so, Mudder,“ scherzt der Sohn. „Mi dünkt, ick bin all utwussen. Wo is Vatter awer?“

„Vatter is in de Kirch. Uns Heinerich ward Kunfermeert. Ward de sick awer freien. Und denn, wat heft Du dar, darvun heft Du uns ja keen Wort schrewen?“ Bei diesen Worten deutet sie auf seine Brust, wo am schwarz-weißen Bande das eiserne Kreuz von der Bravour des Tapferen zeugt.

„Vatter is in de Kirch? Schull ick woll noch herin kam'n?“ fragt der Sohn, den es brennt, seinen Vater ebenfalls zu begrüßen. Er dankt der Mutter für jede Erquickung, das Herz drängt ihn zum Vater und zum Bruder und mit jugendlicher Spannkraft eilt er die Treppen hinunter zur nahen Kirche. Es gelingt ihm noch Einlaß zu finden und das Glück will ihm hold, denn nahe an der Thür sieht er seinen Vater. Ohne sich aufhalten zu lassen, dringt er zu ihm und berührt leise die Schulter des Vaters, der andächtig in den Gesang einstimmt.

Eberhardt blickt sich um. Ein freudiger Schreck drückt sich auf seinem Gesichte aus und ohne ein Wort zu sagen, reicht er dem Sohne die Hand. „Willkam'n“ flüsterte er dann, „willkam'n in Hamborg. Du kummt mit alle Ehren, ick segen Di dafür.“

Die lauten Töne der Orgel verhallen und es wird stille, denn der Prediger hebt an. Vater und Sohn schweigen, sie sind glücklich, neben einander zu stehen

und die Wonne des Wiedersehens wogt um so tiefer im Herzen, da die Lippen schweigen müssen und die Freude nicht in lauten Jubel austönen kann.

Endlich ist die Feier vorüber. Heinrich kehrt zu seinem Vater zurück und ist nicht wenig erstaunt, seinen Bruder zu sehen.

Erst auf der Straße, beim Nachhausegehen, lassen sie der Rede freien Lauf.

„Wie glückli bün ick,“ sagt Vater Eberhardt, „datt ick hier so twüschen miin beiden Söhns gahn kann. Di, miin Gottlieb, herw ick gesund und munter wedder un dat iisern Krüz dar seggt mi, datt Du brav wesen büst. Du, miin Heinrich, geihst erst in den Welt, nehm Di en Bispill an Din ölfsten Broder. Ward of, wat he is: en Mann!“

Heinrich reicht seinem Bruder schweigend die rechte Hand.

„Un nu“ fährt Eberhardt fort, „lat uns en bitten taugahn. Wi wüllt sehn, wat Mudder kaakt hett. Hüt schall mi dat utnahmswiis gaud smecken und ick denk, Jungs, Ji ward of keen Kostverachter sin!“



Dree Jahr un dree Dag.

Dree Jahr wir ick Dragoner,
Bald hier un denn bald dar.
Un tell ick of Dag un Wochen:
En Jahr blew doch en Jahr.

Dree Jahr wir mi miin Mäten
So recht von Hatten gaud;
Da kunn ick de dree Jahr dreegen:
Miin Mäten maß mi Maud.

Dree Dag hewwt wi nu streden,
Maßt uns dat Lewen swar;
De dree Dag sünd mi veel länger,
Als damals de dree Jahr.



Vörslag.

Du segg mi doch, wie kummt dat doch:
Diin Quesen hört nich op?
Dit is nich recht, dat is nich recht,
Nix is nah diinen Kopp!

Un wenn du mi nich seggen kannst,
Wat diin Geques' bedüü —
Miin Deern, denn arger di alleen
Un nich noch ammer Lüü!



Wahrseggerſch.

Ick ſäd ja gliik, dat nöhm keen gandes Enn,
 Ick heww dat ſeggt.
 Da lachen ſe un wull'n dat beter kemm'n:
 — Nu heww ick Recht.

Se wir ja ſmuck un veel to fein för em,
 Dat wüß' ſe nich.
 Ick ſäd tau ehr: du kannſt gauz Annere hemm'
 Mit diin Gefich.

Ick ſäd tau em: miin Jung, ſeh du di vör.
 Du deihſt mi leed.
 Un ſteihſt denn mal en Annern vör diin Döhr,
 Denn weef't Beſcheed.

De Lüüd hewwt lacht un ſä'n, ick ſchull man ga'r,
 Dat hewwt ſe ſeggt.
 Na — giftern, da hett he ehr orndtli ſla'n.
 — Nu heww ick Recht!



Eine Hamburger Köchin.

Vollstück in 4 Aufzügen.



Personen:

Frau Altenberg.
Theodor, ihr Sohn.
Wolf, Negotiant.
Wittwe Seibold, Schuhmachermeisterin.
Hein, Altgefelle
Wilhelm, Gefelle } bei Seibold.
Tetje, Lehrling
Johanna, Köchin bei Altenberg.
Doris.
Ein Brotträger.

Ort der Handlung: Hamburg.

Der erste, dritte und vierte Akt spielt im Hause der Frau
Altenberg, der zweite in der Seibold'schen Werkstatt.

Zwischen dem zweiten und dritten Akt liegt ein Zeitraum
von vier Tagen.

Zeit: 1872.

Erste Aufführung am Carl Schulze-Theater in Hamburg mit Frau Mende
als Johanna, am 17. Oktober 1872.

Den Bühnen gegenüber Manuscript. Alle Rechte mit Hinweis auf § 50 des Gesetzes
vom 11. Juni 1870 vorbehalten.



Erster Akt.

(Küche im Hause der Frau Altenberg. Rechts Ausgang in die Wohnung, links zur Straße. Hinten ein hochliegendes Fenster, so daß die Täuschung, als befinde man sich in einer Kellerküche, vollständig wird. Englischer Heerd, Schränke. Ein weißer Tisch. Kücheneinrichtung.)

Erste Scene.

Johanna, gleich darauf **Brotmann**.

(Johanna sitzt am Tisch, bei einer Näharbeit eingeschlafen. Auf dem Tisch ein geflochtener, ziemlich großer Nähkorb.)

Brotmann (klopft ans Fenster und ruft dann).

Johanna, **Johanna**!

Johanna.

Röpt dar wen?

Brotmann.

Hemm'n Se wat nödig? Oder mutt ick erst dahl kam'n?

Johanna.

Jawoll, **Brotmann**, kam'n Se man herinner. Se kriegen noch söben Schilling vun vorgestern, un denn mutt ick of tau morgen ohle Rundstücken hemm'n, wi eet morgen fleeschpudding.

Brotmann (verschwindet am Fenster).

Johanna (reibt sich die Augen).

Mein Gott, ick heww ja woll slaapen, und dat an'n helllichten Nahmiddag. Wenn dat Madam weten deh,

denn gew dat ja woll en ordentlichen Eeg; se is so streng. Na, 'tis een Glück, dat se't nich sehn hett.

Brotmann (tritt ein).

Gauden Dag, Johanna.

Johanna.

'Dag, Brotmann. (Nimmt ihr Portemonnaie aus dem Nähkorbe.) Hier sünd de söben Schilling, Brotmann, Se weten, vun dörgiftern, ic' harr gerade nich so veel Kleengeld.

Brotmann.

Oh, dat maakt nix; bi Jhn'n steiht dat Geld lang sicher.

Johanna.

Dat is man wegen Madam, de kann so wat nich liiden un ic' selbst mag so'n Pumpersee of nich in'n Allgemeen; awer männichmal kann man doch nich ümhen, datt man hier mal'n Schilling un dar mal'n Schilling schuldig bliwwt.

Brotmann.

Oh, dat maakt nix. Wenn man siin Geld op't leht man frigt, denn hett dat nix tau seggen. Utgelehntes Geld frigt Jung', dat könnt Se jeden Dag belewen.

Johanna.

Bi unsereens man nich. 'n par Dahler heww ic' doch all taufam spart, so lang ic' deen, awer noch heww ic' nich sehn, datt se jungt hebbt, dar is noch nich mal'n Dubbelschillingstück taufam'n.

Brotmann (überlegen und wesse).

Ja-ja. So wie Sei dat meent, geiht dat of nich. Man mutt dat Geld bi ordentliche Lüüd in Kost und Logis gewen, dat is de Hauptsaak.

Johanna (verwundert).

So?

Brotmann.

Ja, dat könnt Se mi tau glöwen. Wonehm hebbt de Riifen denn sünst all ehr Geld her? De arbeit nich un dauht den utgerechten Dag nig un darbi könnt se ehr Geld liifers mit Schepel'n meten. Ich segg Jhn'n: Geld kummt tau Geld, dat is dat eben.

Johanna.

Ja, de Lüüd in de Stadt sünd veel kläuffer als wi vun'n Lann. Bi uns tau Hus, in de Marsch, dar möt wi fix arbeit'n.

Brotmann.

Dat mutt unsereens hier in de Stadt of. Se könnt mi sicher tau glöwen, dat is keen lichtes Stück Arbeit, mit de swaare Brotkiep vun Morgens fröh Trepp op, Trepp dahl tau loopen. Un vun Jahr tau Jahr baut se de Hüser höger; dat is för Brotmann garnix werth.

Johanna.

Dat is dat woll nich.

Brotmann.

Nee, garnich, nich in'n Geringsten. Of för de Bauherrn is dat nich gaud.

Johanna.

Möt de denn of so veel Treppen stiigen?

Brotmann.

Dat gerade nich. Uwer je höger en Hus is, um so mehr Hypotheken gaht darop.

Johanna.

So?

Brotmann.

Ja, un wenn tau veel vun dat Slag dar sünd, denn möt se pankrott maken.

Johanna.

Dar heww id' of all vun hört. Id' much deshalb feen Hypothek op mi hemm. — Geben Se mi man drie Rundstücken, wenn de bet morgen liggen dauht, denn sünd se old genug.

Brotmann.

Man drie Stück? Süs nehm'n Se doch ümmer fös oder söben.

Johanna.

Ja, dat wir in de letzte Tiid, als Madam ehr verheirade Dochder hier tau Besäuf wir un dat Kind un de Amm. Nu sünd wi man tau drätt hier: Madam, de junge Herr un id'. De Kutscher wahnt uf'n Hus. De is ja of verheirad.

Brotmann.

Dat is ja wahr, dar heww id' garnich an dacht. Na, hemm'n Se süs nig nödig? Schall id' morgen of wat bring'n?

Johanna.

Ja, ganz wie gewöhnlich. Hier is de Schilling.

Brotmann.

Veertig vun dat Slag gah't op'n Dahler. (Nimmt die Kiepe.) Na atjüs, Johanna. Amüseern Se sich gaud.

Johanna.

Atjüs, Brotmann. Vun Amüseern ward woll nich veel de Reed fiin.

(Brotmann ab.)

Zweite Scene.

Johanna (allein).

Johanna

(legt das Brot in einen Schrank, zählt dann das Geld auf den Tisch und rechnet nach).

Söben hett de Brotmann vun vorgestern fregen un een vun hüt sünd acht. Veer för Melk un veer för Rohm sünd of acht, dat is tausam een Mark, un veeruntwintig Schilling tausam sünd een Dahler. Dat stimmt. Ja, mit dat Geld stimmt dat, awer ut Amüseern ward hüt woll nich veel. Na, wenn Madam den Thee nich tau spät drinkt, denn kann ick immer noch tau rechter Tiid tau Bett gahn un ordentlich utslaapen, dat is of nich so ganz äwel. Awer wenn ick utgahn kunn, so wie vergangen Sünndag, dat wör of nich schlecht. O Gott, wie wir dat schön, wie heww ick mi amüseert. Op de Eck vun de Ferdinandstraat dar stunn hei, un wi nett wir he un wie fein seg he ut. Alle Lüd kükten ordentli nah em, so smuck wir he. Ja, dat deehn se. Un denn, wie danzt he göttli. Jck heww doch all männichmal danzt, awer so — so — so wie mit em noch nie. Un denn, wie hett he mi traktirt. Uemmer fragt he mi, ob ick noch mehr hemm'n wull, un als ick garnig mehr much, da hett he mi ordentli Blaumen vun de Veerlannersch köfft. — Ne, jo'n netten Minschen wie den'n giwot dat taum tweetenmal nich op de Welt. (Setzt sich zum Nähen.) Wenn ick em doch mal wedder en freid maken kunn. Awer womit? — Jck weet't all, ick strick em taum Winter en Paar Pulswarmers ut rode Wull, dat Loth tau veer Schilling oder neh'm ick blaue?

Dritte Scene.

Johanna. Wilhelm (mit einem Paar Schuh in Papier).

Wilhelm.

Gu'n Dag, Johanna. Stör ick of?

Johanna.

Och nee. Nee, nich in'n Geringsten.

Wilhelm.

Dat is nett, datt ic' Jhn'n draap. Ic' wir all bang, datt Se vielleicht utgahn wören.

Johanna.

Ic' bün de meiste Tiid tau Huus. Süh da. Se bringen woll miin Schauh.

Wilhelm.

Ja, dar sünd se. Ic' harr se all gestern fertig, awer ic' dacht, ic' wull se Jhn'n selbst bringen, denn op de Lehrjungs is nich ümmer Verlaat.

Johanna.

Dat finnt ic' nett vun Jhn'n, datt Se selbst kamt. Ic' harr nich dacht, datt ic' hüt Nahmiddag noch en Minschen tau sehn kreeg.

Wilhelm.

Un ic' wir all bang, datt ic' Jhn'n nich draapen deh.

Johanna.

Wo schull ic' woll anners finen als hier in de Köök? Alle drie Wochen kam ic' man ut.

Wilhelm.

Awer hier an de Schauh wir doch Lehmn, ünner de Sahlen un ünner de Affäk, un desweegen meen ic', Se wiren woll öwer Land wesen.

Johanna.

Ach nee, an den Lehmn heww ic' keen Schuld, dat hett de Amm dahn. Sehn Se, als Madam ehr Dochder un dat Kind düssen Sommer öwer hier tau Besäuf wiren, da tröck de Amm ünner miin Schauh an, wenn dat buten

natt wir, denn se selbst harr ja man so'n Dinger mit papierne Sahlen ünner. Na, un nee dörft ic̄ dartau nich seggen.

Wilhelm.

De Amm harr sic̄ ja man en Paar maken laaten kunnt.

Johanna.

Ae, dat deh se nich, de harr ehren eegen Kopp un regier dat ganze Hus. Wat heww ic̄ dar nich utstahn müßt! All dat Geschirr hett se mi vullkleit, den ganzen Dag harr se wat tau kaafen, denn för sic̄ un denn för dat Kind — Allens, wat ic̄ kaafen deh, dat wir ehr nich gaud genug. Un wenn wat twei wir, denn harr sei miindag keen Schuld, ic̄ harr dat denn dah̄n un ic̄ gah̄ doch so vörfichtig mit dat Geschirr üm. Ae, dat wir schrecklich.

Wilhelm.

Se möten sic̄ dar nu nich mehr öwer argern.

Johanna.

Dat dauh ic̄ of nich. Sehn Se, ic̄ bün düssen Ogenblick ja man ganz alleen in dat ganze Huus mit Madam un den jungen Herrn, denn ic̄ mag't nich gern, wenn bi so'n beten Arbeit noch een Annere darbi is. Wenn ic̄ awer bedenk, datt Madam ehr Dochder in't Fröhjahr wedderkummt un de Amm wedder darbi is, denn geiht mi dat Gräsen an, denn harr ic̄ Lust, dat Spill tau verloopen.

Wilhelm.

Dar möten Se sic̄ wieder keen Sorg üm maken. Als ic̄ noch op de Reis wör un in Frankfurt op en Stell arbeit, dar gung mi dat ebenso, dar kunn ic̄ mi nich mit den Oldgesellen verdregen, weil he mi ämmer schifaneern deh.

Johanna.

Ebenso als de Amm?

Wilhelm.

Och, noch veel, veel slimmer. Awer taulegt läup mi de Gall öwer, dar wiis ic̄ em, wat'n Hamburger Jung is.

Johanna.

Dat kann ic̄ nu awer nich.

Wilhelm.

Dat is of Nümms vun Jhn'n verlang'n. Awer ic̄ meen nu so: wenn de Amm nu doch düßfen nächsten Fröhjahr wedderkummt, denn wör dat ja ebenso gaud, wenn Sei ehr ut'n Wegen gung'n, denn hart all Striid en Enn'.

Johanna.

Dat is bi'n Amm uumöglich, schier unmöglich. Se kennt keen Amm.

Wilhelm.

Ich meen nu so: wenn Se gänzlich ut'n Deenst gung'n, denn kann Jhn'n doch keen Herrschaft un keen Amm wat anhemm'n.

Johanna.

Wat schall ic̄ arm Worm anfang'n, wenn ic̄ nich mehr deen'? Denn müßt ic̄ ja woll schier nah miin Heimath un de Armenkass tau Last falln, un dat wull ic̄ doch nich gern. Wat schulln de Lüüd dartau seggen? Aee, Deen'n is woll en bitter Brot — awer't is doch en ihr-lich Brot.

Wilhelm.

Se verstahn mi immer noch nich recht. Ich meen, wenn Se nu en eegen Husstand optaupassen harrn, anstatt sic̄ um anner Lüüd ehr Saken tau quälen?

Johanna.

Jaß miin egen Husstand? Wie schull icß dar woll tau kam'n?

Wilhelm (immer eindringlicher werdend).

Jaß heww mi all bi lütten anschafft, wat en Minsch brukt, de sicß inrichten will. En Schaufterbuck mit Tau-behör, en vullkaamenes Bett, veer Stöhl un'n Disch heww icß all, de Sopha is noch bi'n Tapezier. De Ledderhändler giwot mi so veel Kredit, als en jungen Anfänger gebrukt, denn he kennt mi, un för alle Noth beholl icß ümmer noch en paar Schilling op de Hand. Uwer icß kann doch nich alleen för mi wirthschaften, un wie schull de Urbeid woll schaffen, wenn icß nich wüßt, för wen icß mi plag? Wie schull mi Sünndags woll tau Maud siin, wenn icß alleen vör't Dohr gahn müßt? Nu meen icß, wenn Jemand, de icß gern heww, so recht vun Hatten gern, mi ok en bitten lew harr un (ihre Hand fassend, langsamer) mit mi in den Schaufterkeller tröf?

Johanna (schweigt, sieht nieder).

Wilhelm.

Hest Du keen Wort för mi?

Johanna (leise).

Jaß heww Di gern.

Wilhelm (froh).

Is dat würlki wahr? Jaß heww mi nich in Di irrt? Un Du willst miin warden, miin froo warden?

Johanna.

Hier is miin Hand. Jaß heww Nümms op de ganze Erd, de mi vun Hatten gaud will, als — Di! Miin Oellern sünd Beide all lang storben, un op ehr Graw

waßt hohes Gras. Verwandten heww ick nich un hier in de Stadt hebbt de Lüüd ümmer mit mi herümsütt, als hör ick nich so recht mit dartau. Da kümst Du. Du wirst de Erste, de mi mit sück utnahm'n hett, Du heft mi nich behandelt wie de Annern, Du wirst mi gaud tau un darum bün ick Di ok all so lang, so lang vun Hatten gaud. Un nu Du seggst, datt Du mi lew heft, (mehr wie zu sich selber sprechend) nu meen ick noch, ick sitt hier an den Disch un — dröm.

Wilhelm.

Ich harr Di all vor eenige Tiid seggt, datt ick Di geern heww, awer ick kunn Di nich alleen draapen, un vor frömde Lüüd harr ick't nich seggen kunn. Nu Du Ja seggt heft, schöllt all miin Bekannten un frünn dat weeten, wie glückli ick bün. Wenn Du Nee seggt harrst, dat harr mi weh dahn; wat harr mi denn de Schauerbuck nützt un de ganze Inrichtung?

Johanna.

Wie harr ick woll Nee seggen kunn? Ich heww noch nie en unwahres Wort seggt. — Awer en harte Tur ward dat doch noch.

Wilhelm.

Wie so? Dat Heiraden is nich slimm.

Johanna.

Dat meen ick ok nich. Nee, dar will ick mi woll in finn'n, an't Heiraden is so veel ick weet noch Nümms storben, warum schull mi dat denn gerade passiern? Nee, ick meen wat anners: ick mutt Madam ja noch seggen, datt —

Wilhelm (scherzend).

Datt, na wat denn?

Johanna.

Datt ic̄ unmöglich bi ehr bliiwen kann. Ic̄ mutt mit ehr sprekē. Dat is en Tur! Wenn man mal ut will, maht se all Larm un ehr is dat nich recht — wat ward se nu erst schelln, wenn se hört, datt ic̄ ganz vun ehr gahn will un mi noch dartau verheirad? Se is so streng!

Wilhelm.

Na, mehr als schelln kann se doch nich un de Tiid vun jekt bet Michaeli, de löpt licht herum.

Johanna.

Helfen deiht dat nig; ic̄ mutt ehr dat seggen. Na, eenmal is't ja man.

Wilhelm.

Man frischen Maud! Oder schall ic̄ tau ehr gahn un ehr Alles vertellen?

Johanna.

Um Gotteswillen nich. Se kunn Di of ansahrn un utschelln un dat wull ic̄ doch nich gern, dartau hüst Du tau gaud. Nee, wenn Jemand dat mutt, denn is de Reeg an mi. — Awer mein Gott, wenn se jekt düssen Ogenblick in de Köök keh'n un seg Di hier, eh se miinen Besched hett, dat kunn wat gewen. Se löt jawoll de Wach halen.

Wilhelm.

Wo kunn ic̄ woll lewer op de ganze Welt fiin als bi Di, awer Ungelegenheiten will ic̄ Di nich maken. Willst Du, datt ic̄ gah, so segg dat.

Johanna.

Du kennst Madam nich. Wenn se weet, Du hüst miin Brödigam, denn ward se nig dagegen hemm'n, wenn Du mi hier besöchst, awer se kennt Di noch nich un nu bedenk,

wenn se Di dat Hus verbeeden deh, wat schull ick denn anfang'n?

Wilhelm.

Du ängstigt Di um mi? Sii ruhig, ick will gahn, morgen fröh ist miin erste Gang hierher.

Johanna (ängstlich).

Nee, noch nich morgen fröh. Kumm morgen Abend, denn is Alles in de Keeg, denn seggt uns Nümms wat. Och, wat heww ick Di noch all tau seggen un nu mußt Du all gahn!

Wilhelm.

Erst morgen Abend kann ick wedderkam'n?

Johanna.

't geiht nich ehr. 't geiht nich ehr.

Wilhelm.

Du schallst Recht hemm'n, awer'n Gefallen deihtst Du mi nich darmit, datt Du mi vun Di driwst.

Johanna.

Ich kann ja nich anners, 't is ja Diin'twegen.

Wilhelm.

Wenn wi erst verheirad sünd, denn hett keen Minsch uns wat tau befehl'n, denn geiht uns keen Madam un keen Herrschaft wat an. O, wör de Tiid doch erst dar. — Lew woll, Johanna, bet morgen Abend. (Johanna begleitet ihn bis an die Thür, die nach Außen fährt. Man ahnt, daß er ihr hier einen Kuß giebt.)

Johanna (nachrufend, zurückkommend).

Lew woll, lew woll bet morgen Abend, denn steiht uns Glück nig mehr in'n Wegen. O Gott, wer harr dat dacht, datt dat hüt noch so kamen schull? Wenn dat de Brotmann hört, wat ward de seggen? Nu weet ick of warum uns Fräulein so froh un selig wir, als se sück ver-

laßt harr, nu weest ick't, nu geiht't mi ebenso wie ehr,
(jubelnd) ick bün of Brut, ick bün of Brut! Nu man den
witten Platen vör un denn nah Madam, denn weeten mußt
se't hüt noch. Johanna, Johanna, harst Du jemals dacht,
datt Du so glückli warden kunnst?" (Wendet sich nach dem Etagen-
aufgange zu.)

Verwandlung.

(Elegantes Zimmer bei Frau **Altenberg**; im Hintergrund Spiegeltisch mit Console
davor. Frau Altenberg steht mit einem Brief, den sie gelesen und leicht zusammen-
faltet. Toilette reich.)

Vierte Scene.

Frau Altenberg, bald darauf **Theodor**.

Frau Altenberg.

Anonymen Briefen soll man eigentlich keine Beachtung
schenken. Wenn es wahr wäre, was in diesem Briefe
steht, wenn auch nur ein Körnchen Wahrheit daran wäre . . .

Theodor

(tritt von rechts auf; jung, etwas verliebt, elegant gekleidet).

Frau Altenberg.

Ach, da bist Du. Noch eben in diesem Augenblick
beschäftigte ich mich mit Dir.

Theodor.

Du bist zu gütig, liebe Mama.

Frau Altenberg.

Wenn ich Dir nicht vertraute und wenn ich Dich nicht
genau kenne, dann würdest Du Ursache haben anders von
mir zu denken.

Theodor.

Du sprichst in Räthseln.

Frau Altenberg.

Ich werde Dir die Lösung nicht schuldig bleiben. Heute Morgen ging mir ein Brief zu; die Hand scheint die eines Kaufmanns zu sein — und dieser Brief betrifft Dich.

Theodor.

Du hast es heute auf meine Neugier abgesehen.

Frau Altenberg (spricht Theodor).

Der Brief enthält keine Schmeicheleien für Dich.

Theodor.

Sollte es erst der Versicherungen Anderer bedürfen, was Du, liebe Mama, täglich siehst? Zeige ich Dir nicht stets, wie sehr ich Dich lieb habe?

Frau Altenberg.

Von dem Thema ist in diesem Briefe keine Rede.

Theodor.

Von wem ist denn der Brief?

Frau Altenberg.

Es steht kein Name darunter.

Theodor.

Und auf einen anonymen Brief sollte meine kluge und gescheute Mutter Werth legen? Meine Mama, die in allen Circeln als der Inbegriff der Vollkommenheiten gilt?

Frau Altenberg.

Du hast Recht, Theodor. Du mußt mich erst daran erinnern, daß ich einen Augenblick mich so weit vergessen konnte, diesem Geschreibsel Aufmerksamkeit zu schenken. Noch hat Niemand vermocht mich zu täuschen und nun, da mir Jemand schreibt, daß mein Sohn, ich bitte Dich, mein Sohn mit falschen Spielern, selbst ein Spieler geworden sei, daß seine Ausschweifungen keine Grenzen

fänden, daß er verschuldet sei wie ein Bankerotteur, lasse ich mich verstimmen und unsicher machen.

Theodor.

Verleumdung, Mama, schändliche, boshafte, ganz abscheuliche Verleumdung.

Frau Altenberg.

Und doch giebt mir der Brief zu denken. Bist Du nicht jung und unerfahren, ist nicht die Thorheit der unerfahrenen Jugend Begleiterin?

Theodor.

Aber liebe Mama.

Frau Altenberg.

Ich habe Dich stets für eine rühmliche Ausnahme gehalten. Mir ist heute das erste Mißtrauen eingeflößt; es wird wieder verschwinden, aber Dein Thun und Treiben wird mir näher liegen, als es bisher der Fall war. (Ihn zärtlich anblickend.) Es wird mir die Bestätigung geben, daß Du der Sohn Deiner Mutter bist, ihr Stolz und ihre Freude.

Theodor (nimmt ihre Hand und küßt sie).

Du wirst Dich nicht täuschen, liebe Mama.

Frau Altenberg.

Nimm Dich in Acht, Theodor, Du streifst mir den Ring vom Finger. (Nachsehend.) Ich vergaß den kleinen vorzustechen; er ist mir zu weit geworden im Laufe der Jahre.

Theodor (leise).

Gottlob ein anderes Thema!

Frau Altenberg.

Dein Vater schenkte mir ihn, als er um mich warb und deshalb ist er mir werth. Ich gab ihn nie von mir und muß mich doch auf einige Tage von ihm trennen, denn

Stinde, W'n Knid.

10

hier brach ein goldener Zacken ab und ich fürchte, der mittlere Brillant löst sich. (Legt wie absichtslos den Ring auf den Spiegeltisch.)

Theodor.

Du bist stets so außerordentlich zartfühlend, liebe Mama.

Frau Altenberg.

Geburt und Erziehung, mein Sohn, sind der feste Grund unseres Empfindens; sie sind es auch, die uns von dem Volke scheiden und nie wird es gelingen, die allgemeine Gleichheit einzuführen. Blicke Dich an und mich (sie zieht ihn an sich und betrachtet sich mit ihm in dem Spiegel). Wie anders sind wir als jene Niedrigen, die nie fühlen werden wie wir, trotz aller Schönthuerei mit dem Volke, von Solchen, die etwas zu erreichen wäñnen, wenn sie ihm schmeicheln. Ich bezahle seine Dienste — im Uebrigen keine Gemeinschaft.

Theodor.

Mama, wie vortrefflich hast Du das eben wieder gesagt. Und hast Du nicht dafür gesorgt, daß ich von Jugend auf erkannte, daß wir unserem Reichthum und unserer familie Rücksichten schuldig sind und könntest Du wirklich glauben, daß auch nur ein Schatten von Wahrheit in dem Briefe enthalten sei? Du weißt — ich achte mich zu hoch mit Jedem umzugehen, der sich mir aufdrängt . . . irgend Jemand, den ich durch meine vornehme Zurückhaltung beleidigte, sucht sich zu rächen. — Das ist Alles. Ich halte mich für besser als die Andern, weil ich es bin.

Frau Altenberg.

Du hast Recht. Der Brief, anstatt Dir zu schaden, stellt Dir das beste Zeugniß aus. Solche Feinde (den Brief hochhaltend) sind Ehre. Doch genug davon. Wir gehen heute Abend zusammen in die Oper, Du wirst an meiner

Seite sitzen und ich werde stolz auf Dich sein, wie nur eine Mutter sein kann. Mache Dich bereit, wir wollen den Anfang nicht versäumen. (Ab links.)

Fünfte Scene.

Theodor.

(Erwacht aus seiner Bläsurtheit, die aber immer noch durchscheint.)

Theodor.

Das kann auch nur mir passiren. Muß der Mama gerade in diesem Augenblicke ein solch infamer Brief in die Hände fallen, gerade jetzt, wo ich dermaßen in Verlegenheit bin, daß ich nicht weiß wo aus, wo ein. Gerade eben wollte ich zu ihr und eine kleine Anleihe machen und nun kommt dieser verdammte Brief dazwischen. Wer mag mir den Streich gespielt haben? — Die Mama hätte mir keinen Heller gegeben, im Gegentheil, sie würde nachgeforscht haben und dann hätte es möglich sein können, daß ihr Scharffinn Manches entdeckt hätte, wovon sich ihre mütterliche Liebe bis dato nichts träumen läßt. (Zuversichtlich.) Das hätte hübsch werden können. — Aber welche Canaille mag den Brief geschrieben haben — —?

Sechste Scene.

Theodor. Wolf.

Wolf

(gesucht elegant, es paßt aber nicht Alles zu einander.. Unverschämt, aber nicht eigentlich grob).

Entschuldigen Sie, wenn ich störe.

Theodor (bei Seite, erschreckt).

Das fehlte noch! (Eaut.) Mensch! Um Gotteswillen, wo kommen Sie her? Was wollen Sie hier?

Wolf.

Woher ich komme? Wie'ne Frage! Von zu Hause komme ich, wo ich vergeblich auf Herrn Altenberg junior, auf den Sohn von dem reellen prompten Geschäft gewartet habe. — Was ich will? Wie sollten Sie nicht wissen, was ich will? Hatten wir gestern nicht den fünfzehnten und ist heute nicht der Sechszehnte?

Theodor.

Ich weiß, ich weiß. Aber bin ich Ihnen nicht auch einen Tag über den Termin gut? Müssen Sie deshalb hierherstolpern und mich kompromittiren?

Wolf (betonend).

Für Spielschulden ist Niemand gut. Wenn Jemand im Spiel verliert und schreibt einen Wechsel aus, weil er mehr verspielt als er Geld bei sich hat, so ist er schon halbfaul; wenn er den Wechsel nicht pünktlich bezahlt, dann ist er ganz faul und wenn man sein bisschen Geld noch holen muß, ist er oberfaul. Das sind Spieleregeln.

Theodor (aufbraujend).

Herr, bedenken Sie, wo Sie sind —

Wolf.

Ruhe, junger Herr! Ruhe! — Ruhe ist die erste Regel beim Spiel und im Leben. Sehen Sie, ich bin auch ruhig. Hier ist das Papier mit Ihrer Unterschrift, gut für dreihundert Thaler. Hier steh' ich, da stehen Sie und heute steht im Kalender der Sechszehnte. Warum lassen Sie mich hier stehen?

Theodor.

Ich konnte Ihnen gestern nicht zahlen und auch heute ist es mir unmöglich. Sie müssen noch einige Tage warten. Prolongiren Sie den Wisch.

Wolf.

Hab' ich schon einmal, wie Sie wissen. Mein Gott, so ein Wechsel ist doch kein Hauptbuch! Wo ist da Platz darauf für all' die Schreibereien?

Theodor.

Ich kann heute aber nicht bezahlen.

Wolf.

Diese Abweisung auf eine Anweisung kenne ich schon. Gott, die jungen Leute! Alles haben Sie: schöne Kleider, goldene Ketten, stolze Pferde, reiche Eltern, aber Geld haben Sie niemals. Ja, ja, das Leben ist theuer, aber das Leben von den jungen Leuten ist gar nicht mit Geld zu bezahlen. — Ich muß heute mein Geld haben, ich gebrauche es.

Theodor.

Wolf, Sie müssen warten. Auch nicht einmal eine Abschlagssumme kann ich Ihnen geben.

Wolf.

Kann ich auch nicht gebrauchen. Ich bin selbst in Verlegenheit, in großer Verlegenheit. Sie verlangen doch nicht, daß ich werden soll halbfaul, weil Sie sind oberfaul? — (Langsam und betonend.) Ich bleibe hier bis ich mein Geld habe! Oder meinen Sie, daß Ihre Frau Mama Ihre Unterschrift nicht kennt? O, die Frau Mama ist 'ne fluge, gescheute Frau.

Theodor.

Wolf, keine Thorheit! Meine Mutter darf nichts erfahren von den nächtlichen Gesellschaften und den heiteren Zusammenkünften mit meinen Kameraden, in denen ich Sie kennen lernte. Sie würde mir nie verzeihen, es gäbe ein Unglück. Wolf! Ich beschwöre Sie, gehen Sie!

Wolf.

Wie kann ich gehen, geht doch mein Geld nicht mit mir.

Theodor.

Mein Gott, die Mama kann uns jeden Augenblick überraschen. Was fange ich an? Wolf, kommen Sie morgen wieder — nein — ich komme zu Ihnen, ich bringe Ihnen das Geld oder einen Bürgen.

Wolf.

Kann ich nicht brauchen. Ich warte.

Theodor (umhergehend).

Was beginn ich? Ich finde keinen Ausweg. (Sieht umher, als wollte er einen Ausweg suchen, erblickt den Ring auf dem Konsole.) Wolf, nehmen Sie diesen Ring als Pfand, er ist mehr als das Vierfache Ihrer Forderung werth. Sie dürfen ihn nicht verkaufen, ich löse ihn ein. Morgen; vielleicht noch heute Abend.

Wolf (besieht den Ring).

's konvenirt mir nicht. (Besieht ihn wieder.) Eigentlich nicht, wollt' ich sagen. Ich leihe selbst nicht auf Pfand, aber ich hab'n guten Freund, der wird darauf borgen. (Sieht ihm den Wechsel.) Da haben Sie Ihr Papier. Wenn Sie zu mir kommen, um über den Ring zu sprechen, sollen Sie mir willkommen sein.

Theodor.

Gut, gut, gehen Sie jetzt. Ich beschwöre Sie, gehen Sie, damit Niemand bemerkt, daß Sie bei mir gewesen sind!

Wolf (der den Ring genau betrachtet und schmunzelnd einsteckt).

Hat mich Niemand gesehen als ich kam, werde ich auch wohl wieder gehen, ohne daß mich Jemand gewahrt. — Wenn Sie mal wieder Lust haben (Pantomime des Tempels): Sie wissen, der Wolf giebt Ihnen Kredit, so viel Sie wollen. (Ab.)

Siebente Scene.**Theodor.****Theodor.**

Gott sei Dank, daß der Mensch endlich weg ist. Wenn die Mama dazu gekommen wäre. Ich wäre verloren gewesen. Für diesmal bin ich gerettet. Die dreihundert Thaler wird sie mir heute womöglich noch selber geben, wenn ich ihr einige Schmeicheleien sage. Sonst muß ich morgen das Geld aufreiben, wo es nur irgend geht. Es wird sich schon ein Ausweg finden. Jetzt aber rasch fertig für die Oper, die Mama liebt nicht zu warten. (Zib rechts.)

Achte Scene.**Johanna.****Johanna** (furchtsam).

Nümms is dar. Wenn se man bloß gaud tau spreken is. Mennichmal hört se unsereens garnich an. — Uwer se kann in'n Grunn doch nig gegen miin'n Schaufter hemm'n? Freilich'n anner Kööfisch mutt se nehmen un am En'n of noch en Husmäten tau, denn alleen deiht keen Annere so leicht de Arbeit. Na, ick kann't eenmal nich helpen. (Geht an den Spiegel und streicht die Haare glatt u. s. w.) Ordentlich sitten deiht Allens: ick much ehr of nich um de Welt unner de Oogen gahn, wenn nich Allens in de Keeg wör; se is eenmal so genau.

Neunte Scene.**Johanna. Frau Altenberg.****Frau Altenberg.**

Theodor, bist Du bereit? (Johanna erschrickt über das unerwartete Kommen der Frau Altenberg und ist betreten.) **Wo kommen Sie her,**

Johanna? Was wollen Sie hier? Habe ich Sie rufen lassen?

Johanna.

Ach Gott, Madam —

Frau Altenberg.

Haben Sie vor, neue Moden in mein Haus einzuführen und ungerufen meine Wohnzimmer zu betreten? Oder wollen Sie mir gar Visite machen? Sie haben sich ja ordentlich in Staat geworfen.

Johanna.

Ach nee, Madam. Nee, dar heww ic̄ garnich an dacht. Wenn Jhn'n dat nich paßt, denn gah ic̄ wedder.

Frau Altenberg.

Sie sind verlegen. Was haben Sie?

Johanna.

Ach nee, ic̄ —

Frau Altenberg.

Nun?

Johanna.

Och, Madam, nehmen Se mi't man nich äwel, awer tau Michaeli wull ic̄ gern afgahn.

Frau Altenberg.

Wie? Höre ich recht? Sie kündigen mir. Sie wagen es, mir den Dienst aufzusagen? Und warum wollen Sie fort?

Johanna.

Ach, Madam, dat mag ic̄ Jhn'n garnicht seggen.

Zehnte Scene.

Frau Altenberg. Johanna. Theodor.

Theodor.

Da bist Du schon, liebe Mama! Ich bin bereit.

Frau Altenberg.

Wärest Du pünktlicher gewesen, hättest Du mir einen Affront erspart. Zum ersten Male in meinem Leben wagt ein Dienstmädchen mir (erzungen ruhig) ich vergesse, daß wir im Zeitalter der Emancipation der dienenden Klasse leben. (Ironisch) Johanna hatte die Gewogenheit, mir soeben gütigst mitzutheilen, daß sie demnächst unser Haus zu verlassen gedenkt.

Johanna.

Ja, Madam, fort muß ich.

Frau Altenberg.

Wenn ich in den nächsten Tagen Zeit finde, werde ich Sie vielleicht anhören. Den Thee nehmen wir nach dem Theater ein. (Zu Theodor) Gib mir Deinen Arm, Theodor. Noch eins. Nimm den Ring, wir können beim Juwelier vorsprechen.

Theodor

(bleibt verlegen stehen, geht dann auf den Spiegeltisch zu).

Frau Altenberg.

Gieb ihn mir. Wo ist der Ring? Soeben legte ich ihn hierher. (mit Nachdruck) Wo ist der Ring?

Theodor.

Er scheint nicht da zu sein.

Frau Altenberg.

Ich sehe ihn auch nicht.

Johanna (in banger Vorahnung).

En Ring?

Frau Altenberg.

Mein Brillantring. — Wo ist mein Ring? Wer hat ihn genommen?

Theodor (sucht die Achseln).

Frau Altenberg (zu Johanna).

Sie waren allein hier im Zimmer, als ich eben hereintrat. Sie standen vor dem Spiegel, hier an dieser Stelle. Wo ist der Ring?

Johanna.

Ich heww den Ring nicht sehn.

Frau Altenberg.

Hierher hab' ich mit meiner eigenen Hand den Ring gelegt. Niemand fremdes war hier als Sie. Warum wurden Sie verlegen, als ich eintrat?

Johanna.

Madam!

Frau Altenberg.

Warum sind Sie verstört und blicken schuldbewußt zu Boden? Sie, Niemand anders hat den Ring genommen.

Theodor.

Mama, ich glaube nicht —

Johanna.

Hier sünd miin Hann, se hebbt noch niemals unrecht Gaud anfaat; wie schull ick nu woll den Ring nahmen hemm'n?

Frau Altenberg.

Ich weiß, wie Ihre Art Leute über Mein und Dein denkt. Theodor, eile zur Wache und lasse einen Polizisten

kommen. (Hart und scharf) Eine Diebin dulde ich nicht unter meinem Dache.

Johanna (aufgeregt).

Madam, Madam, wat seggen Se dar för en Woord? Wie miin Seelenfeligkeit, ic̄ heww den Ring nich. Hier sünd miin Taschen, (wendet die Rodtasche um) sehn Se selbst nah.

Frau Altenberg.

Der Polizist wird wissen, was er zu thun hat, ich untersuche nicht.

Johanna.

Laaten Se de Polizei weg, Madam, ic̄ bitt Jhn'n darum, ic̄ bün ja unschuldig. Jahrelang heww ic̄ miin Arbeit bi Jhn'n dahn, hett jemals en Stück fehlt? Madam, ic̄ will ja Allens dauhn, wat Se wöllt, man bloß de Polizei nich!

Frau Altenberg.

Sie gestehen also ein?

Johanna.

Ich heww den Ring nich.

Frau Altenberg.

Gut denn. Theodor, geh zur Wache.

Theodor.

Sollte der Ring auch hinter den Tisch gefallen sein? Er kann auf dem Boden liegen.

Johanna

(sucht erst oben an dem Spiegeltische, dann auf dem Fußboden. Nach einer ängstlichen Pause).

He is dar nich.

Frau Altenberg.

Das stand zu erwarten. — Theodor, die Polizei.

(Theodor nähert sich der Thür.)

Johanna.

Madam, ic̄ būn man en armes Mäten, Allens wat ic̄ heww, is miin ehrlichen Namen, laaten Se mi den'n, et is ja dat Eenzigste, wat ic̄ em mitbringen kann.

Frau Altenberg.

Theodor! Thu' Deine Pflicht.

Theodor (halb in der Thür, bittend).

Mama!

Johanna (zu den Füßen der Madame bleibend).

Mein Gott, mein Gott, Du weest, ic̄ heww den Ring nich nah'm'n!

Frau Altenberg (winkt Theodor zu).

Theodor (geht).

Johanna (wirft einen Blick auf die Thür, sinkt ganz zusammen).

Mein Glück wull ic̄ finn'n un nu is Alles ut.

(Wenn der Vorhang fällt, geht Theodor zur Thür hinaus, Madame Altenberg wendet Johanna kalt und verächtlich den Rücken zu.)

(Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Schusterwerkstätte bei der Seibold. Thür im Hintergrund. Seitenthür links. Arbeitsgeräth, Schusterstühle mit Glastageln u. dergl. m.)

Erste Scene.

Hein, der Altgefelle, und Tetje, der Lehrjunge, arbeiten.

Hein.

Jung, kief mal tau, is de Meisterin all wedder dar?

Tetje (steht auf und sieht nach).

Nee, noch is nig tau sehn. Se is nah'n Fischmarkt un hett den grooten Korw mitnahm'n. Hüt is Maandag, denn giwwt dat braate Schulln un gräunen Salad.

Hein.

Ja, dat is wahr. Se seggt, Schulln liggt nich swar in'n Magen, de sünd gesund bi sittend Arbeit. Ich gew in'n Allgemeen nich veel um Fisch, awer se seggt ja, dat fleesch ward ümmer dürer.

Tetje.

Un ümmer lütter.

Hein.

J—a—a. Woher glöwst Du woll, datt dat kümmt? Dat kümmt vun dat nige Maat, dat heet Eiter, dat bedüd ümmer lütter un lütter. Bloß wat Eier un Häring sünd, dar könnt se nix mit opstellen, de bliiwet so wie se leggt sünd.

Tetje (in Gedanken).

Ja, so'n richtigen Eierpanntaufen, dar laat ich miin Lewen för.

Hein.

Jung! Du denkst woll an garnig Unners als an't Eeten? Wenn all' de Minschen nix als eeten wulln, wer schull denn woll de Arbeit dauhn? Hier nimm den Picklappen un mak Pickdraht un gah nich so riww mit de Swiinsbosten um, süs schellt de Meisterin. Na, ward dat bald oder heft Du Appetit op'n Spannrehm?

Tetje.

Ich hän ja all darbi. (Macht Pickdraht).

Hein (während er arbeitet).

Mi wunnert bloß, dat Du äwerhaupt noch wat deiht un Di nich op'n Stauhl hensettst un Di Volontär vun de Schausteree nennst? In de jehigen Tiiden mutt dat ja Allens en feineren Anstrich hemm'n. De Deenstmätens deent nich, Gott bewahre, de konditioneert, de Husknechen

sünd de Ersten in't Geschäft, wenn of man vun ünner op, un de Herren Lehrjungs vertellt sich wat vun Menschenrechte un soziale fragen! Als ick noch lehren deh, dar güng dat prächtig her, uns Prügel freegen wi zünftig un arbeiten müssen wi of zünftig, dat wir en schöne Tiid. Awer wat versteihst Du davon, Du büst Een vun de Neemaidschen! — Hest Du den Keester op den Brotmann siin Steweln sett?

Tetje.

Jawoll.

Hein.

Hest Du of vun dat beste Ledder nahm'n?

Tetje.

Jawoll.

Hein.

Dat is Diin Glück. Den Brotmann mußt Du Di tau frünn holln, denn söcht he Di of ümmer de grötsten Rundstücken ut.

Tetje:

Un wenn de Lüttmaid an de Eck erst Kööfsch is, denn krieg ick of dat fleesch dartau.

Hein.

Wat seggst Du dar? Büst noch keen achtein Jahr old un kennst all Lüttmaids un makst all in Lew? Dat geiht doch öwer en Paar Watersteweln ut russisch Ledder!

Tetje.

Dat seh ick nich in. Miin Schaulkamerad Peter, de is noch en halwes Jahr jünger als ick, de giwwt all in'n paar Wochen Hochtiid.

Hein.

Dat ward'n nette Kinneree warden.

Tetje.

Nee, vüllig so wiit is't noch nich. Dewrigens, woför sünd de Lüttmaids süs dar, als för de Lehrjungs? För de Lehrjungs sünd de Lüttmaids, för de Gefellen sünd de Kööfschen un för de Oldgefallen —

Hein (nimmt den Kniertemen).

Na, un för de Oldgefallen? Wat is för de Oldgefallen? Jung, ic' raad Di, nimm Di in Acht.

Tetje.

För den Oldgefelln is de Meistersch. Uns will of wedder'n Mann hemm'.

Hein.

Du infame Bengel, ic' will Di de neemodschen Gedanken utdriiwen! (Schwingt den Riemen). Komm mal her.

Tetje entleilt nach hinten. Die Meisterin erscheint in der mittleren Thür und bleibt horchend stehen.)

Tetje (laut).

Un dat is doch wahr, de Meisterin will wedder heiraden; se hett leht op de Aufschon en Weeg köfft, ic' heww se selbst op'n Böhn ropbröcht, un de Oldgefell paßt gerade för ehr, de maht sich da doch nig ut, wenn se schellt. — Herrjeh, de Meistersch — nu is dat Nacht för mi! (Rasch ab.)

Zweite Scene.

Hein. Wittwe Seibold (mit leichtem Anflug von Berliner Dialekt, der in den ernsthaften Situationen schwindet, trägt einen Korb; eine ansehnliche Frau).

Wittwe Seibold.

Nennt Er das arbeiten, Altgefelle? Schämt Er sich nicht, so mit das unmündige Kind herumzuwirthschaften, wenn ich uf'n Markt gegangen bin, um das bischen tägliche Brot heranzuschaffen? Das sage ich ein für alle Mal,

wenn ich Jhn noch einmal so herumtoben sehe, und wenn noch einmal so unangenehme Anspielungen auf mich gemacht werden, denn komme ich anders damang. — O Gott, wenn mein Seliger doch noch lebte, der hätte so etwas nicht geduldet.

Hein.

Ja sehn Se, froo Meistern, dat kommt süs of nich vör, wenigstens nich oft. Awer wenn de dummerhaftige Lehrjung mi mit Jhn'n verheiraden will un de Weeg all op'n Böhn hett, denn is dat doch en stark Stück.

Wittwe Seibold.

Jch mich mit Jhm verheirathen? Ist Er bei Trost oder bin ich reif vor'ne Kaltwasseranstalt? Wenn ich Jhn nähme, denn müßte meine Bildung doch Platz in'n Kopp von de erste beste fliege haben. Nein, bilden Sie sich man nichts in, ich bin en Berliner Kind und wir Berliner sind in der ganzen Welt als gescheut und aufgeklärt bekannt.

Hein.

Ja, dat bestriid ick of nich. Wenn mal richtig en Streich maßt is, denn hett das meistens en Berliner dahn. Seggt se.

Wittwe Seibold.

Er will doch nicht abstreiten, daß meine Vaterstadt Berlin in eine Kirchturmspitze mehr Intelligenz hat, als in der ganzen übrigen Welt zu finden ist? Mein seliger Vater war sogar Staatsangestellter und ich hätte nie einen Schuster genommen, wenn ich meinen Seligen nicht so schrecklich lieb gehabt hätte.

Hein.

Ja, dat is wahr. (Halblaut) He hett den Dood davon nahm.

Wittwe Seibold.

Und nun soll ich hülfloses, schwaches Weib mir gefallen lassen, daß en ungebildeter Altgefelle und en naseweiser Lehrjunge sich über mich lustig machen? Das geht nicht länger, das muß aufhören. Wo ist der Lehrjunge?

Hein (breit).

Er is eben en bitschen vor Angst ausgeneiht.

Wittwe Seibold.

Ruft ihm. Er muß wissen, daß er seiner Meisterin Respekt schuldig ist. Gehorsam ist die erste Bürgerpflicht, sagt der olle Wrangel.

Hein (trüft).

Tetje! Tetje! Kumm man her, se deiht Di nir.

Dritte Scene.

Vorige. Tetje (naht schüchtern).

Hein.

Kumm man her. Mehr wie doodslagen kannst Du nich warden. (Zur Seibold) He is nich so flimm wie he utführt, he hett doch Appell, dat mag ick liiden. Sehn Se, Kinner sünd Kinner un Jungs sünd Jungs un anners ward dat of nich in de Welt un wenn de Tiiden noch so opgeklärt sünd.

Wittwe Seibold (zu Tetje).

Geh hinein in die Küche; nimm den Korb mit. Mach die fische zurecht und schäle die Erdäppel, aber spute Dich un mach kein dummes Zeug, sonst sollst Du mich kennen lernen.

Tetje (im Abgehen mit dem Korbe).

O ick danke. Ick kenn Jhn'n all.

Vierte Scene.

Wittwe Seibold. Hein.

Wittwe Seibold.

Wenn hier nicht bald ein anderes Regiment kommt, dann verwildert der Junge gänzlich. Ich habe als Meisterin die Pflicht, über ihn zu wachen, wie soll ich armes, schwaches Weib das aber alleine anfangen? — Ja, ja, Altgeselle, ich werde meinen Seligen vergessen, ganz und gar vergessen.

Hein.

Denn is he gaud daran.

Wittwe Seibold.

— Und werde sehr glücklich werden, obschonst es nur en Schuster ist, dem ich meine Liebe zgedacht habe.

Hein.

Dar kann dei nig dafür.

Wittwe Seibold (vertraulicher werdend).

Sagen Sie mal, Altgeselle, wenn die Mannsleute so unter sich find, dann spreken sie doch über Allerlei —

Hein.

Ja, denn kummt dar Manches tau Ruum.

Wittwe Seibold.

Spreken Sie auch manchmal über Heirathen und Liebe?

Hein.

O ja! Een vun miin Bekannten, de hett recht so'n Drafen tau'r froo freegen, de klagt mi ümmer siin Noth un ich tröst em denn. Ich segg denn ümmer, dat wir en dummen Streich wesen, datt he ehr nahmen hart, awer datt dat nu nich tau ännern is un he siin Krüz in Barmhättigkeit dregen mutt. Ja, wi sprekt veel vun Liebe.

Wittwe Seibold.

Nun sagen Sie mir einmal, was sagt denn Wilhelm, unser Geselle, von mir?

Hein.

O, vun Jhn'n sprift he nich gern. He hett veel tau veel Hochachtung.

Wittwe Seibold.

Wenn er mich kommen sieht, äußert er denn wohl manchmal etwas wie Freude oder so Aehnliches?

Hein (bei Seite).

Se will mi utfragen. (Eaut) Nee, dat kann ich gerade nich behaupten. Wenn he Jhn'n süht, denn geiht et em wie annere Lüüd mit de unriepen Plumm'n.

Wittwe Seibold.

Wie unreife Pflaumen? Wieso das?

Hein (troffen und breit).

Wenn man da hereinbeißt — denn treckt se Een'n dat Muul tausam'n.

Wittwe Seibold.

Ich glaube, Er will sticheln!

Hein.

Gott bewahre, datt ic' op miin olen Dag so lichtfertig sin schull un froo Meistern för'n Buern hemm'n.

Wittwe Seibold.

Na, alte Esel gehen auch aufs Eis, und Alter schützt vor Thorheit nicht.

Hein (verdrießlich).

Dat möten Se selbst am besten weeten.

Wittwe Seibold.

Nun ist meine Sanftmuth zu Ende. Nächsten Sonnabend hat Er feierabend und kommt mir nicht wieder mit einem Schritt ins Haus. Verstanden?

Hein.

Dat is nu all dat twölste Mal in twee Jahren, datt

Se mi an de Luft sett. Na, mit Gottes Hülp ward wi dat tweete Dußend of woll noch vull kriegen.

Wittwe Seibold.

Diesmal ist es Ernst mit der Sache; es kommt ein anderes Regiment. (Man hört in der Küche etwas fallen.) Herrgott, der Lehrjunge! Gewiß hat er wieder den größten Topf entzweigeschmissen, mit Kleinigkeiten befaßt der sich nicht. (Zu Hein) Mit Ihm spreche ich weiter, jezt muß ich dem Lehrjungen auf die Finger sehen. (Ab in die Küche.)

Fünfte Scene.

Hein.

Hein.

Dat kummt davun, wenn Lehrjungs Kööfchenarbeit dauhn möt'. — Wenn ic doch bloß wüßt, wen de Meisterin heiraden will?! So öwel is se nich, jung genug is se of noch am End, dat lett sic nich afftriiden. Ob se dat op Wilhelm affehn hett? Oder nimmt se den Kerl mit de dicke goldene Keed un de veelen Ring an de fingern, de hier af un an kummt? Na, mi kann't einerlei sin, wenn bloß Wilhelm vun ehr verschont bliwt, he schull mi leed dauhn, wenn he tiidlebens ehr ewiges Schelln anhören müßt. He seggt ünmer wie he't meent; un deshalb hebbt wi noch niemals Striid mit enanner hatt. Wenn de Meisterin mi rufsmiiten deh, denn hal he mi wedder herin, dat heet, se säd, ic schull gahn un he säd, ic schull bliiwen, na un hei freeg ünmer Recht. Un darbi bün ic de Oldgesell; dat schull doch eegentlich umgekehrt wesen. Na, wi könnt ja nich Alle regieren op de Welt. Wenn wi alltaufam Oldgesellen wören, wer freeg denn de Släg, de de Lehrjungs taukümmt, un wenn wi alltaufam Königs wören, wer schull denn de Steweln verfahren?

Sechste Scene.

Hein. Wolf.

Wolf.

Ist Madame Seibold zu Hause?

Hein (bei Seite).

Dar is ja de Mann mit de Ring an de fingern un de golden Keed. (laut) Jawoll, de Meistern is in.

Wolf.

Hat sie was zu thun? Ist Jemand bei ihr?

Hein.

Se giwwt den Lehrjung gerade Unnerricht in de Behannlung vun Kööfengeschirr.

Wolf.

's is 'ne gescheute Frau. Sagen Sie mal, mein Lieber, ich habe zu Hause en Paar Stiefel, die müssen repariert werden, können Sie die nicht einmal nachsehen? Ich bezahl' Ihnen den Weg auch, wenn Se gleich hingehen. Ich hab' Ihnen etwas versprochen zum letzten Neujahr, aber es machte sich nicht so, daß ich Sie getroffen hätte. Ich will Ihnen was schenken.

Hein.

Oh, bitte — — (hält die Hand wie zum Empfangen hin).

Wolf.

Wenns wieder Neujahr wird. Sie sollen sehen, ich halte mein Wort, ich bin bekannt dafür. — Nun thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie nach meiner Wohnung und lassen Sie sich von meiner Haushälterin die Stiefel geben. Thun Sie mir'n Gefallen, thu ich Ihnen auch mal einen wieder.

Hein.

Wenn't wedder Neejahr is?

Wolf.

Wie 'ne Frage! Verlangen Sie, daß ich Ihnen für Nichts etwas geben soll? Erst die Waare und dann das Geld. (Betont) Gehn Sie hin und holen Sie die Stiefel.

Hein.

Wi willt besorgen. (Im Abgehen) Na ich kann mi dar denn doch tau verlaaten — tau Neejahr?

Wolf.

Meinthalben zu Ostern.

Hein (spöttisch).

't kummt op'n Dag nich an. (Ab.)

Siebente Scene.

Wolf (allein).

Wolf.

Gott sei Dank, daß er weg ist. Wenn er nicht gegangen wäre, hätte ich ihm am Ende noch etwas geben müssen, daß er nur ging und das kann mir doch nicht passiren. So lange die Menschen noch zufrieden sind, wenn ihnen etwas versprochen wird, solange sind die Zeiten gut. Wenn sie aber haben wollen . . . Gott, wie sind die Zeiten dann schlecht.

Achte Scene.

Wolf. Wittwe Seibold.

Wittwe Seibold.

Ach Herr Wolf. Hat man einmal wieder die Ehre. —

Wolf.

Bitte recht sehr, Madame Seibold. Ganz auf meiner Seite. Gott, sind se heute wieder schön. Sie sehen aus wie ein Bild der Gesundheit.

Wittwe Seibold.

Sie sind so galant. — Ach, Sie wissen garnicht wie

wohlthuend es ist, mit Leuten von Bildung und Manier zusammen zu kommen. Hier sind die Leute immer so gerade heraus, so grob, so — so.

Wolf.

Ja, sie sind so — so. Sie haben ganz recht. Ihnen merkt man gleich an, daß Sie von Auswärts sind.

Wittwe Seibold.

Man hat seine Erziehung!

Wolf.

Ganz sicher.

Wittwe Seibold.

Man weiß sich zu benehmen.

Wolf.

Weiß ich.

Wittwe Seibold.

Wenn man nicht in seiner frühesten Jugend, verblendet durch ein inneres Gefühl dazu gekommen wäre. —

Wolf.

Hm.

Wittwe Seibold.

Einen Schuster zu heirathen — es wäre wohl Manches anders geworden.

Wolf.

Den Fehler können Sie ja leicht wieder gut machen: Nehmen Sie 'en Zweiten Mann, der kein Schuster ist. Sie können sich noch dreimal wieder verheirathen, eine Frau, in Ihren Jahren, blühend wie eine Rose, bei Gott, wie 'ne Rose, ganz sicher, wie 'ne Theerose.

Wittwe Seibold.

Sie schmeicheln.

Wolf.

Fällt mir garnicht ein. Sie sollen sehen, Sie machen noch eine brillante Partie. Nur gebildet muß er

sein, sehr gebildet, verstehn Sie mich. Ich komme in feine Kreise. Mit den vornehmen jungen Leuten bin ich genau bekannt, alle kennen sie mich. Ich könnte in erste Familien heirathen. Verstehen Sie mich.

Wittwe Seibold.

Na, das thäte ich doch.

Wolf.

Ich thu es nicht. Ich liebe Jemand anders.

Wittwe Seibold.

Wirklich?

Wolf.

Ihnen will ich's anvertrauen, Sie haben auch stets Vertrauen zu mir gehabt. Habe ich nicht Alles für Ihren seligen Mann besorgt? Ich will ein Schuft sein, wenn ich es nicht aus purer Freundschaft gethan habe. Verstehn Sie mich!

Wittwe Seibold.

Ja, das ist wahr: mein Seliger hielt große Stücke auf Sie.

Wolf.

Nun und warum nicht? (Stolz) Ich war sein Banquier und wissen Sie, ein Banquier hat auch seinen Stolz.

Wittwe Seibold.

Ja, mein Seliger war auch recht für das Geld.

Wolf.

Sie haben es wohl nicht gerne.

Wittwe Seibold.

Würde ich mich wohl vom Altgesellen ärgern lassen, wenn es nicht um das Bischen Geld wäre, das er dem Geschäft einbringt?

Wolf.

Na! Sehen Sie woll! Nun nehmen Sie aber einmal an, daß Sie gar Nichts zu thun nöthig hätten, garnichts

als essen, trinken, schlafen und schöne Kleider anziehen? — Und wie leicht können Sie dazu kommen.

Wittwe Seibold.

Leicht, sagen Sie?

Wolf.

Ganz leicht. Sie müssen spekuliren, wissen Sie — spekuliren.

Wittwe Seibold.

Davon verstehe ich nur Nichts.

Wolf.

Das ist auch nicht nöthig. Vertrauen Sie mir Ihre Papiere an, in einem Jahr verdoppel, verdreifach ich Ihr Vermögen.

Wittwe Seibold.

Und womit garantiren Sie mir mein bißchen Erworbenes? Wenn es nun verloren geht?

Wolf.

Verloren gehen kann es garnicht, wenn ich damit arbeite. Verstehen Sie. Ich will Ihnen mal etwas sagen. Sie wollen ne Garantie — gut. — Sehen Sie mich an, ich biete mich Ihnen an. Heirathen Sie mich, dann haben Sie Garantie.

Wittwe Seibold.

Aber das kommt mir so überrascht. —

Wolf.

Sagen Sie nur ja und dann holen Sie die Papiere.

Wittwe Seibold.

Aber ich weiß doch nicht recht, ob ich Sie auch wirklich liebe. — —

Wolf.

Wie so sollen Sie mich nicht lieben? Bin ich nicht hübsch gewachsen? Ja. Weiß ich mich nicht nobel zu kleiden. — Ja. Bin ich nicht ein Gentleman? — Ja.

Und dann sollen Sie mich nicht lieben? — — Im Vertrauen gesagt: in kurzer Zeit werde ich Direktor oder Verwaltungsrath von einem neuen Aktienunternehmen. — Was wollen Sie werden: Frau Direktorin oder Frau Verwaltungsräthin?

Wittwe Seibold *(rasch)*.

Dann lieber Frau Direktorin, das sieht doch nach mehr aus.

Wolf.

Alles was Sie wollen. Holen Sie nur die Papiere.

Wittwe Seibold.

Ach, gehen Sie. Sie haben mich zum Besten. Sie machen Spaß.

Wolf.

Es ist mein heiliger Ernst. Bedenken Sie, was Sie gewinnen werden.

Wittwe Seibold.

Ich weiß nicht, es kommt mir garnicht vor, als ob Sie mich liebten. Als mein Seliger mich damals fragte, ob ich ihm gut sei und mit ihm nach Hamburg ziehen wollte, da war mir doch ganz anders zu Muthe als jetzt, und als er eine kleine Kette aus gelben Bernsteinperlen um meinen Hals legte, da fühlte ich, daß er es gut mit mir meinte.

Wolf.

Wenn es weiter Nichts ist, was hat es denn für Noth? — Wie'n Geschenk, ne Kette aus Bernstein! Was kann se kosten? Höchstens zweiundzwanzig Silbergroschen. *(Zieht den Ring aus der Tasche)* Sehen Sie einmal hier diesen Ring, der mittlere Stein ist allein seine tausend Mark werth, das Gold und die anderen garnicht gerechnet. Das ist doch etwas Reelleres, als so en Bowel für zweiundzwanzig Silbergroschen. — —

Wittwe Seibold (nimmt den Ring rasch an sich).

Ei, ist der aber schön, das blüht und blinkert ja wie die Sonne.

Wolf.

Dafür ist es auch ein Diamant.

Wittwe Seibold.

Der Ring ist ja kaput. Hier fehlt ein Zacken. Der Stein fällt doch nicht heraus?

Wolf (rasch).

Geben Sie ihn her, ich laß ihn machen.

Wittwe Seibold.

Ach nein, das hat noch Zeit, ich will mich noch ein wenig daran freuen.

Wolf.

Legen Sie ihn nur sicher, damit er nicht verloren wird.

Wittwe Seibold (steckt den Ring in die Tasche).

Hier kann ihm nichts passieren: die Tasche ist von Leder.

Wolf.

Und wie steht es nun mit der Liebe?

Wittwe Seibold.

Ich will es mir noch einmal überlegen.

Wolf.

Und wie steht es mit den Papierchen?

Wittwe Seibold.

Die will ich Ihnen holen. (Ab.)

Neunte Scene.

Wolf.

Wolf.

Verflucht, sie giebt den Ring nicht wieder her, sie will sich daran freuen. Meinetwegen. Wenn Sie nur nicht den Einfall kriegt und die Nummer von dem

Prämienloos nachsieht, das ihr Seliger sich gekauft hat, sonst merkt sie, daß sie fünfundzwanzigtausend Thaler gewonnen hat. Sieht sie nicht nach, kann sie den Ring behalten, so lange sie will. Herr Altenberg junior muß sehen, woher er einen andern bekommt, warum ist er ein Simpel wie alle seine Kameraden und läßt sich überumpeln und fangen. Warum ist er so dumm?

Sehnte Scene.

Wolf. Wittwe Seibold.

Wittwe Seibold.

Hier sind die Papiere, noch gerade so eingesegelt, wie mein Mann sie mir bei seinem Tode gab.

Wolf.

Ich kenne das Packet. Es war ein guter Mann der Selige, er hielt immer auf Ordnung, aber Sie sollen sehen, der Wolf vervierfacht das Geld. Gleich will ich gehen und das Geschäft in Ordnung bringen. Soll ich den Ring nicht mit nehmen und ihn machen lassen?

Wittwe Seibold.

Der Ring ist mein.

Wolf.

Wie Sie wollen. Auf Wiedersehen. (ab.)

Elfte Scene.

Wittwe Seibold.

Wittwe Seibold.

Ist das ein merkwürdiger Abschied! Ob er mich wirklich liebt? Ich glaube es kaum und wenn er es auch zehnmal sagt. Gut ist er, mein Seliger hatte großes Vertrauen zu ihm; aber mein Seliger war hübscher, beinahe so hübsch wie mein Geselle Wilhelm. Und gut ist Wilhelm, so gut, beinahe so gut wie mein Seliger.

Zwölfte Scene.

Meisterin Seibold. **Wilhelm** (mit einem Säckchen, das Fußzeug enthält.
Legt den Sack in einen Winkel, macht sich zur Arbeit bereit und arbeitet. Madame
Seibold macht sich beim Nähzeug zu thun.)

Wittwe Seibold.

Sind Sie schon wieder da, Wilhelm? Was ist Ihnen denn passirt, Sie sehen so vergnügt aus?

Wilhelm.

Ich frei mi wenn't Geschäft gaud geiht, froo Meisterin. Bi neegen Partieen heww ich hüt morgen all Maat nahmen. De Kunden sünd mit de Arbeit taufreeden un betaalt gaude Priisen. Dat maakt Spag.

Wittwe Seibold.

Sie sorgen sehr für das Geschäft Wilhelm, ich bin fest davon überzeugt, Sie können Ihr Glück machen, wo Sie wollen, denn en Mädchen oder eine Frau, die Sie kennt, genau kennt, sagt nicht nein.

Wilhelm (zustimmend, froh).

Meenen Se dat, froo Meistern?

Wittwe Seibold.

Selbst eine Frau mit Vermögen, mit so viel Vermögen, daß sie in ein bis zwei Jahren garnichts mehr nöthig zu thun hat, als essen, trinken und jeden Tag schöne Kleider anziehen, würde Ihnen gerne ihre Hand geben.

Wilhelm.

Geld und Vermögen is för en Handwerker nich tau verachten, denn de Konkurrenz mit de Fabriken is groot, un wer'n paar Schilling op de Hand hett, de kann tau wat kafen, denn Geld schall verdeent warden, dat fallt nich so vun Baben in'n Schoot.

Wittwe Seibold.

Ich habe noch etwas Vermögen von meinem Seligen.

Wilhelm.

Dat deiht keen'n Schaaden.

Wittwe Seibold.

Der Wolf, Sie kennen ihn doch auch, er kommt hier zuweilen, hat die Papiere eben mitgenommen, der verdoppelt sie in einem halben Jahre.

Wilhelm.

Wen hebt Se ehr Vermögen geben? Den Wolf? Den Halsaffniider? En Mann, de in de ganze Stadt bekannt is, datt he nig döcht?

Wittwe Seibold.

Gegen mich ist er immer sehr gebildet und fein.

Wilhelm.

froo Meisterin. Dat giwvt of fine Minschen de nig dögt, denken Se mal selbst nah; wer betaalt uns am reellsten, un wer nimmt dat ganze Jahr op Kredit un betaalt Neejahr doch nich? Ich will nig seggen, awer, wer is denn de Gebildeste?

Wittwe Seibold.

Nun ja, was das Bezahlen anbelangt, sind die Vornehmen mitunter en bischen ungenau, aber im Benehmen sind sie doch nobel.

Wilhelm.

Ich kam in manches vörnehme Hus un dar heww ick funn: mit de Bildung ist dat oft nich wiider her, als mit dat dünne Lackleder: blank süht dat ut, awer man kann nich damit op de Straat gahn, denn geiht dat Beste davon un in'n Regen frigt'n natte säut.

Wittwe Seibold.

Halten Sie den Wolf denn nicht für gebildet?

Wilhelm.

Wie man't nehmen will. Wenn dat Bildung is,

wenn een Minsch den annern bedreegen deiht, wo he kann,
un um dat Letzte bringt. — . . .

Wittwe Seibold.

So schlimm ist er? —

Wilhelm.

Wenn de Thranen tellt worden, de disse Mann op
sijn Geweten hett: dat giwot nich Kriid genug op de Welt
dei antauschriiwen.

Wittwe Seibold.

O, mein Gott — und diesem Menschen habe ich mein
bischen Hab und Gut anvertraut.

Wilhelm.

Se hemm'n doch en Quittung?

Wittwe Seibold.

Er hat um meine Hand angehalten.

Wilhelm.

Wenn Se dat Ihrige wedder hemm'n wollt, denn
bliwot Jhn'n nix ewrig, als den'n Kerl tau nehmen,
wie he is.

Wittwe Seibold.

Sie rathen mir zu diesem Schritt? Sie selber, Wilhelm?
Das hätte ich nicht erwartet; von Ihnen glaubte ich das
nicht.

Wilhelm.

Ich weet nich, wie Se op'n annere Art Ehr Geld
wedder friegen wollt.

Wittwe Seibold.

Er bringt es zurück, ich habe ein werthvolles Pfand
von ihm. (Sucht den Ring in der Tasche.)

Dreizehnte Scene.**Tetje. Vorige.****Tetje.**

Froo Meesterin, de Schulln sünd klar, schall ick nu de Kantüffeln schell'n oder kann ick mi jetzt wedder in't Geschäft vervullkam'nen, (macht Pantomime des Hauens mit dem Spanntriemen) wie de Oldgesell seggt.

Wittwe Seibold (ärgerlich, steckt den Ring wieder in die Tasche).

Dummer Junge, was hast Du hier zu suchen? Schäle die Erdäppel und mache, daß Du fertig wirst. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, steht in der Bibel. Marsch, Du nichtsnutzige Kreatur. (Tetje ab.)

Vierzehnte Scene.**Wilhelm.**

Awer froo Meesterin, de Jung fragt ja ganz ordentli. Warum fahr'n Se em denn so an?

Wittwe Seibold.

Wie kann er sich unterstehen und so mir nichts dir nichts herein kommen?

Wilhelm (verwundert).

He is doch sünst den ganzen Dag hier, warum schall he denn nu mit'nmal buten bliiwen?

Wittwe Seibold.

Weil — — nun weil ich mit Ihnen ein Wort allein zu reden habe.

Wilhelm.

Alleen? Mit mi en Woord alleen?

Wittwe Seibold.

Ich muß mich einmal mit Ihnen aussprechen, Wilhelm. Das Geschäft muß von einem Mann geleitet werden, eine Frau hat den Respekt nicht bei Gesellen und Lehrjungen.

Und von dem Gelde versteh ich auch nichts. Das muß auch in Obacht genommen werden.

Wilhelm.

Se wöllt sich wedder verännern? Dar dauht Se gaud an.

Wittwe Seibold.

Und das ist Ihnen so gleichgültig?

Wilhelm.

Oh, nee. Mi schall dat frei'n, wenn Se sich in den Wolf nich täuschen.

Wittwe Seibold.

Und wenn ich den Wolf nicht will?

Wilhelm (troffen).

Denn nehmen Se en Annern!

Wittwe Seibold (lauernd).

Und wenn ich einen Anderen nehme? — Sie wissen doch, daß hier im Hause geschieht, was Sie wollen — glauben Sie, daß Sie sich mit einem neuen Meister gut verträgen?

Wilhelm.

Dat is of nich nödig, froo Meistern. Tau Michaeli wull ich so wie so weg vun Jhn'n.

Wittwe Seibold.

Was sagen Sie? Sie wollen gehn? Mein Geschäft verlassen?

Wilhelm.

Tau Michaeli, froo Meistern.

Wittwe Seibold.

Wilhelm, sprechen Sie ein Wort und der Wolf kommt nie wieder über meine Schwelle.

Wilhelm.

Dar dauhn Se recht an.

Wittwe Seibold.

Wilhelm, wollen Sie mich nicht verstehen? Haben Sie denn nie gemerkt, daß ich es gut mit Ihnen meine? Sprechen Sie ein Wort und Alles was mir gehört, ist auch Ihr Eigenthum. Sie sollen hier Meister sein, über Alles befehlen. — (Hält ihm die Hand hin.) Schlagen Sie ein.

Wilhelm.

Froo Meistern, ick kann Ihr'n Andrag nich annehmen. Gestern heww ick mi mit en braves Mäten verspraken un Michaeli gewt wi Hochtiid.

Wittwe Seibold.

Stoßen Sie Ihr Glück nicht mit fügen. Bleiben Sie bei mir, geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie von dem Mädchen.

Wilhelm.

Froo Meistern, dat Mäten heww ick lew ut Hattensgrunn un will un kann miin Wort nich breken, dat ick ehr gewen heww. Wör dat woll Glück för mi, wenn ick dat Geld un Vermögen nehm', wat Se mi anbaden hebbt un ick kunn ehr dat nich gewen? Wör dat woll Glück for Se, wenn ick Jhn'n de Hand gew un Dag un Nacht an de denken muß, de ick unglückli maft har un de ick nie un nümmer vergeeten kann? Ick heww nie glöwt, datt twee Minschen sich so öwer Alles gaud sin könnt un nich wedder vun enanner laten könnt, wenn se weet, datt se sich lew hebbt; seit gestern awer weet ick dat. Froo Meistern, ick kann Se nich bedreegen, ick kann Jhn'n nix vorleegen — beholln Se Alles, wat Se mi todacht hebbt un deelen Se dat mit Jemand Anners — ick will Sei un mi nich unglückli maken.

Wittwe Seibold (beleidig, aber ruhig — schwer).

— — — Dann habe ich Nichts gesagt. Thun Sie,

was Sie wollen. Ihrem Glück, wie Sie es nennen, will ich nicht im Wege stehen. Aber gehen Sie von hier, gehen Sie heute noch — — (setzt sich, bedeckt die Augen mit der Hand.)

Fünfte Scene.

Hein (mit Stiefeln, die er im Hintergrund in die Ecke wirft). Vorige.

Hein (mit Humor).

Sühso, dar sünd den Wolf siin Steweln. Se sünd höllisch scheef, dat kummt vun siin krummen Been. Wie is dat nu, froo Meistern, gaht ick Sünabend würlki af oder bliiw ick noch en Stremel? Ick denk, bi dat an de Luftsetten kummt nig herut: de Kunn'n ward nich ordentli bedeent un bliiw weg un gaht en Huus wiider, wo en annern Schausster wahnt. — Wat meenst Du, Wilhelm?

Wilhelm.

Ick kann nig dartau seggen, dit is of dat letzte Paar Steweln, woran ick in düsse Marktsted arbeit. Ick gaht noch hüt.

Hein.

Wat? Du geihst? Na, denn bliiw ick of nich. (Zur Seibold) froo Meistern, ick nehm den Loopzettel an, den Se mi vorhen gewen hebbt. (Zu Wilhelm) Dat Lüdwegjagen is, wie't schiint, Mod worden. Wie ick hüt Morgen nah Madam Altenberg in de Ferdinandstraat kam un dat sauttüg för den jungen Herrn aflewer, is dat Mäten of nich mehr dar, is of wegjagt.

Wilhelm (auffpringend).

Wat seggst Du? Johanna is nich mehr dar, is wegjagt?

Hein.

Wegjagt nich grad' — se hebbt ehr gestern Abend mit de Polizei afhalt.

Wilhelm.

Hein, bedenk wat Du seggst. Affhalt mit de Polizei?

(Wittwe Seibold folgt dem Gespräch aufmerksam.)

Hein (nicht bejahend).

Wilhelm.

Dat is nich möglich. Hein, Du büst vun jeher miin fründ wesen. Segg de Wahrheit un driiw nich so'n Spag mit mi.

Hein.

Wat heft Du, Wilhelm?

Wilhelm.

Segg mi, dat Du mi taum Besten heft, datt Alles nich wahr is.

Hein.

Ich segg Di, se is gestern Abend op de Wach bröcht.

Wilhelm.

Johanna — miin Johanna op de Wach —

Hein.

Ja. Se hett de Madam en Ring mit Diamanten stahlen. Vie alle Goldsmed is anseggt, datt Nümms em köfft. Tau kennen is he licht, de eene Steen sitt nich fast un inwendig stahet de Anfangsbaukstaben vun Altenberg — —

Wittwe Seibold

(sieht den Ring heimlich aus der Tasche und besieht ihn schadenfroh).

Wilhelm.

Hein, Du lügst. Johanna hett dat nich dahn, dat kann se nich.

Wittwe Seibold (boshast).

Kennen Sie das Mädchen denn so genau?

Wilhelm.

Ob ich ehr kenn? Se is ja miin Mäten, se is ja miin Brut. Erst gestern heww ich mi mit ehr verlawt.

Wittwe Seibold.

Also um so Eine sind Andere Ihnen nicht gut genug? Gehen Sie doch hin zu Ihrem Schatz auf der Wache und machen Sie ihn glücklich. Nehmen Sie die Diebin zur Frau, (auf sich deutend) denn ehrliche Leute wollen nichts mehr mit Ihnen zu thun haben.

Wilhelm (im Affekt).

Froo Meisterin, wat wir dat för en Woord?! (Erhebt den Arm wie zum Schlagen, Hein hält ihn zurück) Seggen Se dat Woord nich noch eenmal. — Miin Johanna is unschüllig; daran glöw' ick ebenso fast wie daran, datt mal en Stünn kamen ward, wo Se bereut, datt Se so spraken hebbt. Hier heww ick nig mehr tau säufen. Miin Saken laat ik halen. (Zieht die Schürze ab) Tu geiht miin Weg nah Johanna, ick mutt se sehn un spreken: een Word vun ehr seggt mi, woran ick bün. — Begleit mi, Hein, un wenn't of man en paar Schritt sünd, mi is, als wenn sich Allens mit mi dreihet.

(Wilhelm stüht sich auf Hein. Beide langsam abgehend. Frau Seibold nimmt den Ring und wirft einen Blick des Triumphes auf die Abgehenden.)

(Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Küche bei Frau Altenberg wie im ersten Aufzug.)

Erste Scene.

Doris (das neue Mädchen, etwas mundfertig). Frau Altenberg (instruirt Doris und zeigt ihr die Küche.)

Frau Altenberg (bei einem Schranke).

Hier in diesem Schranke wird das feine Porzellan-geschirr aufbewahrt, in jenem das gröbere. Sehen Sie sich vor, daß Sie kein Stück zerbrechen, denn Sie müssen für jeden Schaden haften, und liefern alle Trintgelder an

mich ab, damit ich nicht nöthig habe Abzüge von Ihrem festen Lohn zu machen.

Doris.

Ich muß Alles bezahlen, was in der Küche entzweigeworfen wird? Madam, ich habe schon auf vielen Stellen gedient, aber das ist mir noch nirgends vorgekommen. Wenn nun die Kasse etwas herunterreißt, oder irgend ein anderer Mensch läßt etwas fallen, kann ich doch nicht dafür aufkommen.

Frau Altenberg.

In meinem Hause bestimme ich die Hausordnung und dulde keine Widerrede. Merken Sie sich das.

Doris (eilig, aber nicht überstürzend).

Madam, wenn Sie eine Stillere kriegen können als ich eine bin, dann können Sie sich gratulieren. Uebrigens auf allen Stellen, wo ich gedient habe, hat mir kein Mensch das Trinkgeld abverlangt und das gebe ich auch nicht her: was die Herren mir schenken ist mein.

Frau Altenberg (betonend).

In meinem Hause befehle ich. — (Natürlich) Das Silberzeug wird oben aufbewahrt. Sie müssen es mir jeden Abend vorlegen und vorzählen.

Doris.

Na, das ist nicht übel. Das sieht ja aus, als wenn ich Hände hätte, an denen alles hängen bleibt, was ich damit anfasse. Nee, Madam, Sie können sich auf allen Stellen erkundigen, wo ich schon gedient habe, aber genommen habe ich noch Niemand etwas. Meine Zeugnisse sind alle gut.

Frau Altenberg.

Ich gebe Nichts auf Zeugnisse. — Das Mädchen, dessen Stelle Sie jetzt einnehmen, hatte auch gute Zeugnisse und doch konnte sie an mir zur Diebin werden. Und

deshalb wird das Silberzeug jeden Abend oben abgeliefert. Es steht in der Bibel: führe uns nicht in Versuchung.

Doris.

Madame, ich bin ein unbescholtenes Mädchen, Sie können auf allen Stellen nachfragen, wo ich gedient hab', aber in Versuchung hat mich noch Niemand geführt und silberne Löffel habe ich noch Niemand genommen. Wenn Sie etwas sagen, müssen Sie es auch beweisen, sonst — —

Frau Altenberg (von oben herunter).

Schweigen Sie. Keine Gegenrede. (Natürlich, aber kalt und stolz)
Das frühere Mädchen, die Johanna wird nachher kommen und seine Sachen abholen. Ich habe Alles von der Polizei durchsuchen lassen, sie kann ihre Kommode und ihren Korb da (deutet auf den Nähtorb) unbeanstandet mitnehmen. Geben Sie Acht, daß das Mädchen nur seine eigenen Sachen nimmt. Einer Person, die graden Wegs aus dem Gefängniß kommt, ist nicht zu trauen. Die Etagenthür wird verschlossen. Wenn ich Ihrer bedarf, werde ich klingeln.
(Ab nach oben.)

Zweite Scene.

Doris.

Doris

(sieht Frau Altenberg erstaunt nach, macht dann eine komische, höhrende Verbeugung)

Na, Madam, so viel ist gewiß, lange bleiben wir zwei Beide nicht zusammen. Aee, ich habe doch schon auf vielen Stellen gedient und kenne die Madams aus dem ff, aber so Eine wie diese, ist mir doch noch keine vorgekommen. Die stammt ja woll von einem Staatsanwalt ab, weil sie jeden Menschen für'n Dieb hält. Was die wohl sagen wird, wenn mein Mensch mich besucht? Mein Unteroffizier mag auch gern ein bischen kalte Küche zu seinem Kommißbrod und im Grunde ist es ja auch einerlei, ob der Kram verdirbt oder ob ihn Jemand ißt, der vierundzwanzig

Stunden am Tage hungrig ist. Die ist ja wohl im Stande und läßt einem ehrlichen Menschen für'n Knochen arretiren, der garnicht dagewesen ist. (Nach der Etagentreppe zu gesprochen.) Nein, Madam, Ihr Regiment hat mir zu viele Paragraphen. (Zieht eine Zeitung aus der Tasche.) Lieber Gott, Dienstmädchen sind jetzt so rar, wenn ich will, kann ich jetzt gleich kündigen und heute Abend schon bei der zweiten Herrschaft dienen. So lange die Töchter vom Hause Fräuleins spielen und sich die Hände nicht naß machen mögen, sind wir Dienstmädchen obenauf. (Seht sich um und liest.) Hier 'ne schöne Stelle auf'm neuen Wall. Dritte Etage ist mir zu hoch. Hier St. Pauli — ist mir zu gemischt. Hier bei einem Beamten auf den Bleichen, der Mann ist ja nicht einmal Doktor. Nee, bei einem Beamten, der kein Doktor ist, konditionire ich nicht. Hier Uhlenhorst, zwei einzelne Leute, Wäsche aus dem Hause, Morgenfrau, Stiefelpußer und zweimal in der Woche aus und alle vierzehn Tage einen Sonntag. Wenn der Lohn anständig ist, dann nehme ich die Stelle an. — — (Nach einer Pause, in der sie die Zeitung umgeschlagen und darin gelesen, natürlich und bedauernd.) Ach, Du lieber Gott, da steht schon die ganze Geschichte mit Namen und Allem: (liest) „Johanna Elisabeth Westerhof angeklagt, bei Frau Altenberg einen Diamantring gestohlen zu haben, in Untersuchungshaft . . .“ (Pause, legt das Blatt hin, bedauernd.) Die kann sich auch nirgends mehr sehen lassen. (Selbstzufrieden.) Das hat sie nun davon: Stehlen gehört nicht mit dazu.

Dritte Scene.

Doris. Brotmann (oben am Fenster.)

Brotmann (Höpft).

Of wat gefällig?

Doris.

für heute nicht.

Brotmann.

Is Johanna all darwesen und hett ehr Saken afhalt?

Doris.

Ne, noch nicht.

Brotmann.

Wöll'n Se mii'n Gefallen dauhn?

Doris.

En Gefallen? Warum nicht?

Brotmann.

Wöll'n Se ehr vun mi grüßen, wenn se kummt und ehr seggen, datt se in miin Ogen unschüllig wör, un wöllt Se denn so gaud siin un (reicht ein Packet durch das Fenster, herzlich) ehr hier düsse Kaufen vun mi gewen, se schull se sich smecken laaten un miin Meenung wör, datt noch mal Alles an'n Dag köm.

Doris.

Will ich bestellen.

Brotmann.

Seggen Se ehr, wenn ich Tiid hatt harr, wör ich selbst kamen un harr ehr Altjus seggt, awer'n Brotmann, weeten Se woll, de kann nich ümmer, wie he will, de mutt sich nah siin Kunn'n richten. Wölln Se ehr dat Alles seggen?

Doris.

Jawoll, Brotmann.

Brotmann.

Na, denn dank ich of.

Doris.

Keine Ursache.

(Brotmann ab.)

Vierte Scene.**Doris.****Doris** (allein).

Wenn sie nur erst dagewesen wäre. Mir ist es im Ganzen genommen doch ein Bischen unheimlich mit einer zusammen zu sein, die im Gefängniß gewesen ist. Und ich soll ihr den Kuchen geben! Nein, das kann ich nicht. Ich lege ihn hier her, da wird sie ihn wohl finden. (Legt den Kuchen auf die Zeitung) Herr Gott, wenn mir das einmal passirte, daß ich arretirt würde, ich spräng ja wohl gleich ins Wasser. Nicht um Alles in der Welt möchte ich, daß die Leute mit Fingern auf mich wiesen und sagten: die hat einmal gefessen. — Wenn der Brotmann auch glaubt, daß sie unschuldig ist — in den Zeitungen steht ja doch, daß sie gefessen hat, (verächtlich) und denn ein Brotmann, ach Gott, Brotleute sagen viel.

Fünfte Scene.**Doris. Wittwe Seibold** (im Straßenanzug, halbnobel).**Wittwe Seibold.**

Entschuldigen Sie, wenn ich störe. — Ich wollte nur fragen. — Sind Sie vielleicht das Mädchen — —

Doris (schnell unterbrechend).

Sie meinen doch wohl nicht die (Pantomime des Stehlens)? die eingesperrt ist? Nein ich bin erst seit heute im Dienst, ob ich aber heute übers Jahr hier sein werde — das glaube ich selbst nicht.

Wittwe Seibold.

Ich möchte die Johanna gern sprechen, nur einen Augenblick. —

Doris (wie oben).

Johanna ist nicht hier. Sie kommt freilich noch heute, um ihre paar Habseligkeiten zu holen, aber wann, das weiß ich nicht.

Wittwe Seibold.

Dann werde ich hier so lange warten. (Seht sich.)

Doris.

Was wollen Sie? Hier warten? Gott bewahre, das geht nicht an. Madame leidet keine Fremde und Unbekannte in der Küche. Wissen Sie, ich muß für Alles aufkommen, für alle Sachen, die fehlen. Ja, wenn die Kaffeekanne den Henkel verliert, muß ich ihn bezahlen. Nein, Sie dürfen hier nicht bleiben.

Wittwe Seibold.

Ich gehe nicht von der Stelle, ich muß sie sprechen.

Doris.

Madame duldet keine Fremde. — —

Wittwe Seibold.

Ich bin hier im Hause nicht so unbekannt, wie Sie glauben, mein Geschäft arbeitet schon seit Jahren für die Familie Altenberg.

Doris.

Aha! Nun kann ich mir schon denken, was Sie wollen: die Johanna wird Ihnen wohl mit ner kleinen Rechnung durchgegangen sein; hat das Geld von Madame gekriegt und für sich behalten. Wissen Sie: wer stiehlt, betrügt auch. Die sitzt nicht umsonst.

Wittwe Seibold (verlegen).

Nein, nein, mir schuldet Sie nichts, garnichts, im Gegentheil — — —. Ich lasse Ihnen ein Paar Tanzschuhe von dem besten Leder für umsonst machen, wenn ich hier auf Johanna warten darf.

Doris (überlegend.)

Ein Paar Tanzschuhe. — — Mit Rosetten auf dem Spann?

Wittwe Seibold.

Mit Rosetten.

Doris.

Ich möchte Ihnen gerne den Gefallen thun. Aber wenn Madame kommt . . . Wissen Sie was? Gehen Sie so lange in meine Kammer hier nebenan. Und wenn Madame antanzt, halten Sie die Thür von innen zu.

(Wittwe Seibold ab.)

Sechste Scene.

Doris.

Doris (der Seibold nachrufend).

Ich sage Ihnen Bescheid, sobald das andere Mädchen da ist. (Kommt vor) Die Frau wird doch Wort halten und mir die Schuhe auch wirklich machen lassen? — Für ein Paar Tanzschuhe mit Rosetten kann Madame mich so viel auspuken, wie sie will.

Siebente Scene.

Doris. Wilhelm. Johanna.

(Johanna in dem Anzug des ersten Aufzugs, dazu ein dunkles Umschlagetuch; gebrochen, aber nicht sentimental, lehnt sich an Wilhelm. Beide kommen langsam vor. Doris zieht sich in den Hintergrund zurück, achtet aber neugierig-mitleidig auf Beide. Johanna setzt sich an den Tisch vorn, dann zu Wilhelm, matt und leise, erst in der Folge der Scene steigend. Doris sieht befangen auf Beide.)

Johanna.

Ja dank Di. Wi sünd tau Stell. — — Wie lang wir de Weg. He nehm keen Enn, vun't (bedeckt das Gesicht mit der Hand) Gefängniß bet hierher. Wenn Du nich bi mi wesen wirst — ick glöw, ick hatt nich herfunn'n. Ja wüß nich, wo ick wir, ick kenn keen Hus un keen Straat — ick heww bloß sehn, wie all de Lüd mi ansehn hebbt, als ick wedder free kôm, als se mi utleeten ut't Gefängniß.

Wilhelm.

Gräm Di nich mehr, Johanna. Dat Slimmste is öwerstahn. Du weest, datt ick nich an Diin Schuld glöw. Ja bliiw darbi, Di is Unrecht geschehn.

Johanna.

Ja, dat seggst Du, awer de Herren vun't Gericht, de denkt anners. Wat säd de Herr man noch? — De Polizei wörd vun nu an op mi achten un op jeden Schritt un Tritt passen. — Bün ick denn würklich so slecht, datt se mi so behandeln möt?

Wilhelm.

Du büst unschüllig, Johanna, laad de Annern denken, wat se wöllt: is Di dat nich genug, wenn ick Di dafür holl, wenn ick an Di glöw un mi nich irr maken laad?

Johanna.

Du willst mi trösten. Heww Dank dafür. (Zärtlich) Wie büst Du gaud. — Segg mi, Wilhelm, sprichst Du de Wahrheit, denkst Du nich anners als Du seggst? Du büst so gaud — dar binn in Diin Hatten is doch vellicht en Gedanken an miin Schuld — Du seggst em awer nich, um mi en freid tau maken.

Wilhelm.

Wie oft mutt ick Di doch seggen: Du büst unschüllig.

Johanna.

Vör de Welt nich mehr, bloß vör den lewen Gott un —

Wilhelm.

— in miin Ogen.

Doris (kummt vor).

Einen Gruß vom Brotmann sollte ich bestellen, er glaubte auch nicht daran, daß — (stößt.)

Johanna.

Segg't gerade herut, Mäten, segg, dat ick stahlen harr.

Doris.

Er hat mir ein Packet Kuchen für Sie gegeben, zum Andenken — dort liegt es. (Ab in ihr Zimmer.)

Johanna (lächelt wehmüthig vor sich hin).

Wilhelm (überzeugend).

Sühst Du! Of de Brotmann is mit mi vun eener Meenung. Du sühst, Johanna, wie de Lüd denkt. Laat uns vergeten.

Johanna.

Vergeten? Dat könnt wi nie un nümmer, so old wi ward. Kannst Du vergeten, wo wi eben wiren? — Mi sünd de Stunn tau Dag worden, un de veer Dag wiren eben so veele lange sware Johren, un ick seet un täuw op den Oogenblick, de mi de freiheit weddergewen schull. Un als se de Dören opmaken dehn un als ick herutköm — dar seg ick Di, Wilhelm, dar seg ick Diin Gesicht. (Zunehmend) Dar in den Oogenblick wünsch ick, datt ick Di nie, nie so sehn harr (leiser) un datt ick dat nich wesen wör, (stiller) üm Du Di so grämen müßt. (Wendet sich schmerzlich ab.)

Wilhelm (energisch).

Johanna, warüm quälst Du Di so? Hest Du mi nich verspraken, alle Noth un alles Leid, wat mi passeeren schull, mit mi tau dreegen, un meenst Du nu, dat ick nich of dat Unrecht heww, Alles mit Di tau deelen, wat dat Lewen Di bringt? Süh — frohe Stunn'n hebbt wi all manche mit enanner verlew't, nu kummt dat Leid för'n Oogenblick, 't ward of wedder gahn. (Hält ihr die Rechte hin) Kumm, slag in, gew mi de Hand un segg, wann schall de Hochtiid siin?

Johanna.

Laat gaud siin, Wilhelm. T's is noch nich lang her, man en paar Dag, dar dach ick: ick tusch nich mit Madam ehr Dochder — nich mit de ganze Welt. O, Wilhelm, Du weest nich, wie dat is, wenn dat Hatt di woll duSEND-mal den Dag öwer seggt: Du schallst siin froo warden. — Wo ick gung un wo ick stunn allöverall röp't in mi: Du warst siin froo, de froo vun den Mann, den Du so lew,

so lew heft. — (resignirt) Dar kôm de Geschichte mit den Ring
— un siit de Tiid is't still worden hier bin'n. (Sast lautlos)
Ganz still.

Wilhelm.

Johanna, 't ward noch Alles wedder gaud. Denk an
de Taufkunst.

Johanna.

An de heww ic' dacht. Veer lange Dag un Nâcht.
— — De Taufkunst bringt keen Glück; ic' kann diin froo
ja niemals warden.

Wilhelm.

Johanna, bedenk doch, wat Du seggst.

Johanna.

Ich kann diin froo nich ward'n. Arm bün ic', dat
weest Du, taubringen kunn ic' di de Lust tau Arbeit, und
miin ehrlichen Namen. Dat wir Alles. Miin Mauth un
Lust is dâhen, miin ehrlichen Nahm, hebbt se mi stahlen,
nu heww ic' Nix mehr. Nix.

Wilhelm.

Ich laat Di awer nich. Du heft mi Diin Word
gewen; dar kamt betre Tiiden.

Johanna (ungläubig).

Betre Tiiden?

Wilhelm.

Wi trekt vun Hamborg weg. — Wi gaht an en
annern Ort, wo uns Nümms kennt, wo keen Seel en
Ahnung hett . . .

Johanna (einfallend).

Un gäng'n wi of noch so wiit, wi Beide weet doch,
wat geschêhn is. O Wilhelm, dar kunn ja doch en Tiid
kamen, wo dat Striid twischen uns gew, un de lew Gott
harr uns Kinner gewen, un Di kôm dat Word âwer den
Mund, datt ic' seten harr, un ic' muß swiigen un kunn

Di nich in de Mogen sehn un nich de Kinner — Wilhelm, segg mi, wo schull ic̄ bliiwen, wenn dat geschehn deh?

Wilhelm.

Johanna! Sprif doch nich so. Diin Hatt is ver-bittert worden.

Johanna (bitter).

Ja, ic̄ heww veel lehrt, als ic̄ alleen wir — Ic̄ wull nich grübeln un denken, awer de Gedanken leeten mi keen Ruh — se güngen un se kemen un ic̄ kunn jem nich wehren — ic̄ wir ja alleen. (Pauze. Weicher) Wilhelm! Miin eenzig gaude Wilhelm, hest Du mi würlki noch lew?

Wilhelm.

Du fragst mi?

Johanna (schüchtern, leise)

Willst Du mi en eenzigsten Gefallen dauhn?

Wilhelm.

Een Gefallen? Wat hest Du, Johanna?

Johanna.

Wenn Du mi lew hest, denn giww mi de Hand, denn seh mi noch enmal so an wie damals — (weich, aber standhaft) un laat mi Di noch enmal ansehen — — un Di Lewwohl seggen. (Bestimmter) frag mi nich, wohen ic̄ gah un wo ic̄ bliiw. — Süh, ic̄ mutt Madam of noch Utjüs seggen un Du weest, se is so streng, se kann nich liiden, wenn Jemand fremdes in de Kööf is, se kunn of Di in'n Verdacht nehmen, dat Du so wie ic̄ — —

Wilhelm (besänftigend).

Johanna, Du büst opgeregt, Du büst krank. Hier nimm miin Hand un (betonend, versichernd) hier versprek ic̄ Di, mi nich ehr tau gewen, als bet Diin Unschuld hell un klar an'n Dag is. Alles wat ic̄ spart heww, will ic̄ hergeben, miin Inrichtung is nee, ic̄ kann se gaud ver-

löpen. Dar ward sich of woll en Afsaaten finn'n, de mit Etwas taufreden is, üm uns tau helpen!

Johanna

(hat mit ausdrucksvollem Mienenspiel, erst freudig überrascht, dann überlegend zugehört, leidenschaftlich laut).

Wat willst Du dauhn? Um miin'thalben Alles hergewen, wat Diin egen is, wat Du Di mäuhsam verdeent hest, wat Du in den Jahren spart hest? (Kämpfend) Dat geiht nich an, dat dröfst Du nich, dat helpt Di nix. Wilhelm, versprif mi, dat nich tau dauhn. — 't is doch vergewens.

Wilhelm (müthig).

Un schull ich noch eenmal vun vör'n anfangen . . .

Johanna (steigernder Seelenkampf).

Wilhelm, beholl wat Du hest. Mi kannst Du doch nich helpen.

Wilhelm.

för Di kenn ich keen Opfer —

Johanna (halb für sich, im beginnenden Affekt).

Mein Gott, mein Gott, wat dauh ich — (zu Wilhelm) Wilhelm, — (halb bei Seite) ich weet ja nicht, wat ich segg. (Zu Wilhelm mit lehter Anstrengung.) All wat Du deihst is umsünst — ich sülbst — ich heww den Ring nahm'n. (Sie weint zitternd und schluchzend.)

(Lange Pause.)

Wilhelm (schmerzlich, ruhig).

Du hest Recht — nu trennt sich uns Weg, und ich wir em so gern, so gern Hand in Hand — bet an uns Enn, mit Di dörch't Lewen gahn. — Harr ich dat Woord, doch niemals, niemals vun Di hört. — Ich heww meent, Du wirst Anner's als se alltausam, awer Du büst of so wie se all. — Lew woll, Johanna — denf an düsse Stunn, wenn Du't kannst. (Geht allmällig dem Ausgange zu, sieht sie schmerzlich an. Wehmüthig abnehmend, leise.) Lew wohl, Johanna. Lew woll. (Ab.)

Stinde, Ut'n Knief.

13

Achte Scene.**Johanna.****Johanna**

(hat, bei den letzten Worten zusammenzuckend und die innere Ueberwindung andeutend, den Kopf in den Händen verborgen. Nach dem Abgange Wilhelm's springt sie auf, eilt zur Thür, laut).

Wilhelm, Wilhelm, geh nich vun mi, ick heww ja lagen, ick heww de Wahrheit nicht seggt! Wilhelm verlaat mi nich! (Bricht in einen Stuhl zusammen.) Mein Gott, womit heww ick datt verdeen?

Neunte Scene.**Doris. Seibold. Johanna.****Wittwe Seibold** (halblaut.)

Ich möchte gerne ein Wort mit dem Mädchen allein sprechen.

Doris.

Über wenn Madame kommt?

Wittwe Seibold.

Ich lasse Ihnen noch ein Paar Tanzschuhe machen.

Doris.

Von braunem Atlas?

Wittwe Seibold.

Sie können sich die Farbe aussuchen. Nur ein paar Minuten.

Doris.

Na meinetwegen. Aber eilen Sie sich. (Bei Seite im Abgehen.) Ich bleibe ja doch nicht lange bei dieser Herrschaft. (Nach der Mädchenkammer ab.)

Zehnte Scene.**Wittwe Seibold. Johanna.****Wittwe Seibold.**

Nicht wahr, Sie sind Johanna, das Mädchen, das — hier früher diente?

Johanna (nicht zustimmend, gleichgültig gegen Alles).

Wittwe Seibold.

Ich bin die Wittwe Seibold. Die Prinzipalin von —
Ihrem — Bräutigam.

Johanna

(sieht die Wittwe Seibold sächsig an, senkt dann den Blick wieder).

Wittwe Seibold.

Ich weiß Alles, was Ihnen geschehen ist.

Johanna (zweifelnd).

Alles?

Wittwe Seibold.

Wenigstens mehr als Sie glauben, als Sie selber
wissen.

Johanna (schüttelt das Haupt).

Madam, wenn Se miin Wilhelm sehn, sünd Se denn
so gaud un bestelln em en Gruß vun mi? Wöllt Se em
denn seggen — ne — ick kann't Jhn'n nich seggen.

Wittwe Seibold.

Sassen Sie Vertrauen zu mir, ich meine es gut mit
Ihnen.

Johanna (wehmüthig resignirt).

Mit mi meent dat Niemand gaud. Kunn'n de Lüd
mi sünst wol so veel Unrecht dauhn?

Wittwe Seibold (fählt sich getroffen).

Wenn Jemand das Unrecht wieder gut machen könnte?
Wenn ich Ihnen helfen könnte. — Was würden Sie dafür
geben, wenn Ihre Unschuld an den Tag käme?

Johanna

Miin Unschuld an den Dag? Alles gew ick dafür,
miin Lewen.

Wittwe Seibold.

Ich kann Ihnen helfen, ich will die Wahrheit an
den Tag bringen, wenn Sie auf meinen Vorschlag ein-
gehen und mir versprechen. — —

Johanna.

Seggen Se, wat schall ick dauhn? —

Wittwe Seibold.

Gehen Sie von Hamburg, und versprechen Sie mir,
Ihren Bräutigam — niemals wiederzusehen.

Johanna.

Madam, Se verlang'n ja mehr als miin Lewen, ahn
em bin ick so gaud wie storben, ahn em ist Alles dood.

Wittwe Seibold (eindringlich).

Ihr guter Name ist Ihnen doch nicht gleichgültig?

Johanna.

't is ja wahr, ick dacht nich daran. Miin Nam is
dood, 't is Alles hen. — Ick kann em doch nich glückli
maken. He hett mi damals sijn Lew schenkt, ick wir ja
arm, ick kunn em nig dafür wedder beeden, als miin Lew
und (zuversichtlich) de nimmt bald en Enn. Madam, ick gah
fort, ick seh em nich wedder.

Wittwe Seibold.

Sie versprechen es hoch und heilig!

Johanna (bejaht durch Senken des Kopfes).

Wittwe Seibold.

Dann halte auch ich mein Wort. Ihr guter Name
soll wieder hergestellt werden. — (Rasch.) Kann ich Madame
Altenberg einen Augenblick sprechen, nur eine viertel
Stunde?

Johanna

(fährt Wittwe Seibold zu dem Ausgang nach oben, die Thür ist verschlossen.

Sie empfindet diese Vorsichtsmaßregel sehr schmerzlich).

De Döhr is verflaten. — — Ja, ja, se weet, hier is
Een in de Köök — de ehr bestahlen hett.

Wittwe Seibold (geht zur Mädchenkammer und kommt mit Doris).

Elfte Scene.**Vorige. Doris.****Wittwe Seibold.**

Ich muß nothwendig mit Madam reden. Führen Sie mich zu ihr.

Doris.

Zu Madam, auf keinen Fall. Da käme ich schön an.

Wittwe Seibold.

Ich lasse Ihnen ein Paar Lackstiefel machen.

Doris.

Mit Steppnähten?

Wittwe Seibold.

Und Croddeln. Führen Sie mich zu Frau Altenberg.

Doris (schließt die Thür auf).

Dann kommen Sie nur mit. (Beide ab.)

Zwölfte Scene.**Johanna.****Johanna.**

Wat hett se seggt? De Wahrheit kunn se an'n Dag bring'n, wenn ic̄ em verlaat? Heww ic̄ em denn nich all verlaaten? Heww ic̄ nich sülbst seggt, t'wör vorbi? — — Uwer, wenn se't doch möglich maken kunn — — wenn ic̄ wedder ehrlich würd, (freudig) denn kunn ja Alles wedder gaud warden. — — Alles? (fragend) Dat kann dat nich, dat kann dat nich, ic̄ heww em ja seggt, ic̄ sülbst harr den Ring nahmen. — Kunn ic̄ denn liiden, datt he sic̄ unglückli maken deh, datt he siin Legtes hergeben schull vör mi? (Nachdenkend.) Un wenn se doch Recht harr un de Wahrheit köm an'n Dag — he glöwt dat doch nich, he kann't nich glöwen, ic̄ sülbst heww em dat seggt. — Miin Kopp, miin Kopp, oh de Gedanken, de dauht weh un ic̄ kann se nich jagen; se kamt — (Vorstehendes mit einem Anflug von Irtsinn, aber nur leichte Idee davon, in der Pantomime mehr, als im Ton der Worte.)

Se lömen all, wie ic̄ (schaudernd) in't Gefängniß seet un nu kamt se wedder un se hebbt Recht. Mi bliiwt nig Anners öwrig. (Nimmt ein Glas, geht an den Heerd, nimmt Zündhölzer, thut sie hinein und gießt Wasser darauf.) 't schall en schreckliches End' sin, awer schrecklicher als dat Lewen — unmögli. (Stellt das Glas auf den Tisch, auf dem die Kuchen neben Zeitung und Nähforb liegen, setzt sich, starrt vor sich hin, gewahrt allmählig die Kuchen; nimmt die Kuchen.) Süh dar, de Kauken. De Brotmann hett an mi dacht. Wenn ic̄ em danken kunn. — (Ihr Blick fällt, als sie den Kuchen nimmt, auf die Zeitung.) Allmächtiger Gott, dar steiht ja miin Nam'n. (liest.) Dar steiht ja de ganze Geschichte; vör alle Welt bün ic̄ in Schimp un Schann. (In Qual und Schmerz.) Wat heww ic̄ denn de Zeitungsschriiwers dahn, datt de mi so unglückli maht? — — (Pause, dann weich.) Un eben dacht ic̄, 't kunn noch wedder gaud warden. Oh — ic̄ dacht an Glück — wat schall so'n oll Mäten wie ic̄ mit Glück. Dat is nich vör unsereens. (Nimmt den Nähfasten.) Miin oll Neihfasten, (schlägt den Deckel auf) of in di hebbt se herümwäuhlt un nah stahlen Gaud söcht. Dar is de Wull — ic̄ wull em en Paar Pulswarmer davun stricken, 't is vorbi. (Ordnet die Sachen in dem Kasten.) Ordentli will ic̄ ut de Welt. Hier miin Gesangbauk, (schlägt es auf) dat sünd de Blaum, de he mi schenk, als wi uns kennen lehrn. Nu sünd se of all drög. (Pause schmerzlichen Nachdenkens, sie nickt, wie die Vergangenheit grüßend, mit dem Kopfe; sie erfaßt mit der einen Hand das Glas, das Buch entsinkt ihren Händen, ein Blatt Papier fällt ans dem Buch, sie ergreift es unwillkürlich und liest, dann betreten.) De Spruch vun unsen Paster, den he mi gew, als ic̄ insegend wörd: (liest, etwas leseton.) „Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn — er wird es wohl machen“. (Zuversichtlich, von Herzen kommend) Und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen. (Wirft das Glas weg.) Nee, nee, ic̄ dauht nich — wat schull miin oll Mudder woll dacht hemm'n, wenn de noch lewen deh? (Sinkt mit gefalteten Händen in die Knie.)

(Vorhang fällt in demselben Moment sehr rasch.)

Vierter Akt.

(Zimmer im Hause der Frau Altenberg wie im ersten Akt.)

Erste Scene.

Frau Altenberg (elegant gekleidet).

Frau Altenberg (geht in Erregung auf und nieder, bestimmt).

Die Frau hat gelogen. — Es ist unmöglich. — Das Mädchen sollte unschuldig sein? War sie nicht die Einzige im Hause, die den Ring nehmen konnte? Nur sie — (flüsternd) oder mein Sohn. — Mein Sohn, mein Theodor. — Auf ihn suchte die Frau den Verdacht zu lenken, auf ihn wälzte sie alle Schuld. Lächerlich! Mein Sohn! (Wieder unruhig werdend) Aber war sein ganzes Wesen in der letzten Zeit nicht verstört? Er sah leidend aus. Seine Hand war kalt und feucht, als er sie mir heute Morgen reichte. (Auffahrend) Mein Gott, wenn die Frau dennoch Recht hätte! Wenn mein Sohn mehr von dem Verbleib des Ringes wüßte, als ich zu denken wage! Nein, es kann nicht sein; man sucht ihm zu schaden. Neid, Mißgunst, was weiß ich? Mein Sohn ist wohlgezogen, er ist mein Sohn. (Klingelt.)

Zweite Scene.

Doris. Frau Altenberg.

Doris.

Madame befehlen?

Frau Altenberg.

Wenn die Frau, die mich soeben verließ, wieder in Begleitung eines Herrn zurückkehrt, so führe sie augenblicklich zu mir.

Doris.

Sehr wohl, Madame.

Frau Altenberg.

Mein Sohn kann jeden Augenblick vom Comptoir kommen. Wenn die Leute, welche ich erwarte, noch bei mir sind, so sage ihm, ich bäte ihn, nicht auszugehen. Ich wünschte ihn zu sprechen.

Doris.

Sehr wohl, Madame. (Zögernd) Ich wollte Madame noch fragen, was mit dem andern Mädchen, mit der Johanna geschehen soll? Sie sitzt in der Küche am Tisch, so blaß wie der Tod und sieht starr vor sich nieder, und auf der Erde —

Frau Altenberg (sieht Doris streng forschend an).

Doris.

Auf der Erde liegt ein Glas, die ganze Küche riecht nach Phosphor — Madame, ich glaube — —

Frau Altenberg (heftig).

Was denkst Du? Rede.

Doris.

Johanna hat sich ein Leid angethan.

Frau Altenberg (laut bei Seite).

Soll dies Haus denn vom Unglück heimgesucht werden? (Zu Doris) Eile zu einem Arzt. — Nein, besser, laß die Person ins Krankenhaus schaffen, (schauend und hochmüthig) ich möchte nicht, daß sie in meinem Hause stirbe — — Sie kann auf meine Kosten verpflegt werden, ich will der Welt zeigen, daß ich Mitleid und Gefühl habe. (Man hört die Korridorlocke.) Es kommt Jemand. Es werden die Leute sein. Lasse sie ein und dann sieh nach dem Mädchen in der Küche.

(Doris ab.)

Dritte Scene.
Frau Altenberg.

Frau Altenberg.

Das würde ein Gerede geben, wenn das Mädchen hierbliebe und stürbe. Sie muß weg. Sie kann sterben, wo sie will, nur nicht hier. — Und wenn sie stirbt, wenn sie einschläft und nie wieder erwacht, dann kann ihr Mund nimmer reden, nie sagen, wer die That gethan.

Vierte Scene.

Wittwe Seibold. Wolf. Frau Altenberg.

Frau Altenberg (sich bezwingend).

Sie halten Wort, die halbe Stunde, in der Sie wiederkehren wollten, ist noch nicht verstrichen. (Vornehm, auf Wolf zeigend) Ist das der Mann, der mir die versprochene Aufklärung geben kann?

Wolf (geschmeidig, aber nicht karrirt).

Gnädige Frau, ich versteh' nicht, (verständnißvoll Frau Altenberg anblickend und demgemäß betonend) **von was für 'ner Aufklärung die Rede sein kann! Hier die Frau Seibold hat mir gesagt, es sei ein Geschäft für mich zu machen und wegen das Geschäft bin ich mitgegangen. Nun müssen Sie doch selbst sagen: Aufklärung ist kein Geschäft.**

Wittwe Seibold (verweisend).

Ihr seid jetzt hier, Wolf, und müßt antworten.

Wolf (impertinent).

Was soll ich antworten? Bin ich doch noch nicht gefragt.

Frau Altenberg.

Setzen Sie sich. (Zur Seibold) **Das ist doch der Herr, von dem Sie sprachen?**

Wittwe Seibold.

Das ist Wolf, dem jedes Mittel recht ist, um Geschäfte

zu machen. Ja, mir hat er versprochen, mich zu heirathen, um mir ein Werthpapier abzuschwindeln, von dem er glaubte, daß es gewonnen hätte. Als er aber merkte, daß er sich in der Nummer versehen hatte, da brachte er mir es wieder und hatte mich obendrein zum Besten und nun seh ich nicht ein, warum ich schweigen soll. (Betonend) Wolf weiß, wie der Ring aus Ihrem Hause weggekommen ist — er kann Ihnen Auskunft geben.

Frau Altenberg.

Sie haben den Ring?

Wolf.

Was für ein Ring? Ich habe keinen Ring, ich weiß von keinem Ring.

Wittwe Seibold.

Wolf! Wie können Sie so unverschämt lügen, in meiner Gegenwart.

Wolf (zur Seibold).

Sie sind eine merkwürdige Frau. Wenn ich Ihnen sag', ich will Sie heirathen, denn glauben Sie, ich sag' die Wahrheit, ohne zu merken, daß ich Ihnen was vorgelogen hab'; wenn ich sage die Wahrheit, daß ich nichts weiß von'n Ring, dann glauben Sie's nicht. Was soll ein vernünftiger Mensch davon denken? — Lassen Sie mir meine Ruh und sagen Sie mir, wo das Geschäft ist, was ich machen soll? (Sicht Frau Altenberg bedeutungsvoll an.)

Frau Altenberg (versteht den Blick, zur Seibold).

Liebe Frau. Sie sehen doch: Der Herr weiß kein Wort von der ganzen Angelegenheit.

Wittwe Seibold.

Oh er kann sich verstellen, wie er will. Aber ich habe den Ring in seinen eigenen Händen gesehen. Von wem hat er den Ring bekommen? Er sagt, er kennt alle vornehmen

jungen Leute. Vielleicht kennt er auch Ihren Herrn Sohn . . .

Frau Altenberg.

Nicht weiter.

Wolf.

Madame Seibold, wenn Sie ein Geschäft machen wollen, wird es besser sein, Sie reden nicht zu viel (lauert, um Frau Altenberg auf den richtigen Gedanken zu bringen). Gesagt hab ich noch nie Etwas für Geld — aber verschwiegen schon manches.

Frau Altenberg (auflebend zustimmend).

Ja verschweigen, verschweigen. Lassen Sie kein Wort über Ihre Lippen kommen. Ich bin reich, fordern Sie.

Wolf.

Jetzt beginnen die Geschäfte.

Wittwe Seibold.

Und wenn Sie tausendmal schweigen, Wolf: ich will reden, ich muß reden. Ich habe Jemand versprochen, den wirklichen Dieb zu entlarven und ich halte mein Wort. Ihr habt mich betrogen, Wolf. Glaubt Ihr, ich durchschaue Euch nicht. Ich will reden und den Ring gebe ich nicht her, — nicht für eine Million.

Frau Altenberg.

Sie haben den Ring?

Wittwe Seibold (verlegen).

Ich habe mich versprochen.

Frau Altenberg.

Geben Sie mir den Ring; fordern Sie, was Sie wollen. Es braucht kein Mensch zu erfahren, was vorgefallen ist, wir sagen, der Ring habe sich wiedergefunden und Alles ist gut. (Halbwegs vertraulich) Das Mädchen wird sich nicht darüber beschweren, die Johanna wird Sie nicht anklagen, sie wird schweigen — — denn sie hat Gift genommen.

Wittwe Seibold (entsetzt).

Allmächtiger Gott, Gift? Gift hat sie genommen? Oh, warum habe ich den Ring nicht gleich an das Gericht abgeliefert und gesagt, was ich wußte? Dann wäre es nicht so weit gekommen! Das Mädchen sollte nicht sterben, nein, das sollte es nicht. Hier ist der Ring, er brennt wie Feuer in meiner Hand. Wolf, nehmt den Ring, von Euch hab ich ihn bekommen, gebt ihn dem wieder, der ihn Euch gegeben hat.

Wolf.

Ich weiß von kein'n Ring.

Frau Altenberg.

Der Ring: Geben Sie her.

(Frau Altenberg nimmt den Ring.)

} (fast zugleich).

Wolf.

Was soll ich mit dem Ring, den ich nie gesehen hab in meinem Leben? Machen Sie Ihre Sache ab, mit wem Sie wollen, was geht's mich an? Ich weiß, die Madame Altenberg ist eine großmüthige Frau, sie wird mir meine Zeit bezahlen, die ich hier zubringe und versäume in meinem Geschäft! Sie wird sie sehr gut bezahlen, weil sie 'ne gentile Frau ist. Warum soll ich hier noch länger herumstehen, da sie doch weiß, ich weiß von nichts, von garnichts!

Wittwe Seibold.

Wolf, Sie kommen nicht durch mit Ihren Lügen.

Wolf.

Sie reden, wie Sie's verstehen. — Haben Sie Zeugen, daß ich vielleicht bei Ihnen gewesen bin — und hab Ihnen einen Ring gegeben, der möglicher Weise hätte Aehnlichkeit mit dem da? Haben Sie Zeugen über das, was Sie sagen, was ich hätte mit Ihnen gesprochen? Lassen Sie sich doch nicht ein mit mir. (Vertraulich.) Nehmen Sie doch das Geld, was die Frau Ihnen bietet, damit Sie den Mund

halten. Fordern Sie zweitausend Mark, fordern Sie dreitausend, das ist sehr hübsch für Ihren Part.

Wittwe Seibold.

Wolf, Sie sind ein schlechter Mensch. Ich will nichts mit Ihnen zu thun haben!

Frau Altenberg.

Liebe Frau, gehen Sie doch auf meinen Vorschlag ein. Lassen Sie uns schweigen. Ich hasse das Gerede der Leute. — Geschehenes läßt sich doch einmal nicht ändern, darum ist es besser Alles zu vergessen. — Auch das Mädchen will ich entschädigen, wenn es seine Gesundheit wieder erlangt. Warum wollen Sie ein Aufsehen erregen, das uns Allen Angelegenheiten bringt?

Wolf.

Ist 'ne kluge Frau, die Madame Altenberg. Man sollte glauben, Sie hätten schon öfter solche Geschäfte gemacht. (Bietet Frau Altenberg die Hand.) Ich weiß das zu schätzen, ja, ich achte Sie.

Frau Altenberg (innerlich wüthend, bei Seite).

Mir das! In welche Gemeinschaft von Menschen bin ich gerathen?! Ich ertrage es nicht. (Resolut.) Bringen wir die Sache zu Ende. (Geht an den Sekretär.) Hier ist Geld, so viel Sie wollen — —

Wittwe Seibold.

Madame, mir kann Ihr Geld nichts nützen. Wenn das Mädchen stirbt, kann mir Ihr Geld keine Ruhe wiedergeben. Ich gehe zum Gericht und klage mich selber an —

Frau Altenberg (ängstlich).

Und nennen Sie meinen Namen auch?

Wittwe Seibold.

Allein will ich die Schuld nicht tragen.

Frau Altenberg.

Ich finde keinen Ausweg.

Wolf.

Lassen Sie die Frau doch thun, was sie will und geben Sie mir mein Geld. — Sie kann Sie anklagen, so viel wie sie will, was soll es ihr nützen, was kann es uns schaden? Den Ring haben wir. Hat sie Zeugen? Nein. Was will sie machen ohne Zeugen? Wenn sie es schließlich zu arg treibt, kommt sie ins Irrenhaus. (Zu Frau Altenberg leise) Mit Geld läßt sich viel durchsetzen. (Kauter) Seien Sie ruhig, Madame Altenberg, ich nehme Sie unter meinen Schutz. Sie sollen sehen, daß wir mit der Zeit uns noch gut verständig werden!

Frau Altenberg (stolz).

Ich bin die Frau von C. F. Altenberg.

Wolf.

Das schadet nichts. Je feiner die Gäste, um so nobler die Gesellschaft.

Fünfte Scene.

Doris. Vorige.

Doris.

Madame, (leiser) der junge Herr — —

Frau Altenberg (rasch, bei Seite).

Ihn muß ich sprechen. (Kaut) Es kommt Besuch, entschuldigen Sie mich einen Augenblick oder besser, treten Sie eine Minute hier in dies Zimmer. Ueberlegen Sie, was zu thun und fassen Sie einen Entschluß, wir sprechen weiter.

Wolf.

Ich will sehen, was ich vermag. (ab.)

Wittwe Seibold.

Täuschen Sie sich nicht, Madam, ich ändere meine Meinung nicht. (ab.)

Sechste Scene.

Frau Altenberg. Doris.

Frau Altenberg.

Wo ist mein Sohn?

Doris.

Der junge Herr ist auf seinem Zimmer und macht Toilette.

Frau Altenberg.

Rufen Sie ihn. Ich bäte ihn, sich zu beeilen.

Doris (verlegen).

Und dann, Madame — —

Frau Altenberg.

Was giebt's?

Doris.

Johanna bittet, Madame zu sprechen.

Frau Altenberg.

Johanna? Ist sie denn noch nicht weg? Ich glaubte doch vorhin gehört zu haben — — die Küche röche nach Phosphor — (Erregt und empört) Sie will doch nicht hier vor meinen Augen sterben?! — Nein, ich kann sie nicht sehen, ich will sie nicht sehen, weder jetzt noch zu einer anderen Zeit. Ich will sie nicht sehen, nie, nie — (Barock.) Mein Sohn soll kommen. (Doris ab.)

Siebente Scene.

Frau Altenberg.

Frau Altenberg (in höchster Erregung).

Wie soll das enden? Was wird Theodor sagen, was wird er antworten, wenn ich ihn frage? — Er wird mir antworten, wie es nicht anders sein kann, er wird der Lüge und Verleumdung frei und offen entgegentreten: — er ist ja mein Sohn. (Allmählig zweifelnd und angstvoller werdend.) Aber kann ich selbst jeden Zweifel hier in meinem Innern

zurückdrängen, kann ich die Welt als Richter in dieser Sache anrufen? Und wenn die Schande auf unser Haus fiele (freier im Ton, verzweifelnd) wie könnte ich die hämischen Gesichter meiner Freundinnen ertragen, ihr mitleidiges Bedauern, das nicht wahr ist, ihren Hohn, der mich treffen müßte wie Dolchspitzen! Ich dürfte mich in keiner Gesellschaft mehr sehen lassen, in keinem Konzert, in keinem Theater — überall dieselben Gesichter, derselbe Hohn (verzweifelnd abfallend im Ton) und dieselbe Schande. (Im höchsten Affekt.) Theodor, Theodor! erlöse mich von dieser Angst, sag mir die Wahrheit.

Achte Scene.

Theodor, blaß, ängstlich und doch gefaßt auf die Katastrophe, sein Verstellungstalent verläßt ihn hier und da. Frau Altenberg, glaubt ihm jedes Wort, das in ihren Kram paßt. Später Johanna.

Theodor (rasch eintretend).

Du schicktest zweimal nach mir, liebe Mama!

Frau Altenberg (sich bezwingend).

Zweimal? Nicht daß ich wüßte. — Ja so. Ich wollte Dich um etwas fragen und hab es schon wieder vergessen, nach irgend einer Bagatelle. — (Sinnt nach.)

Theodor (athmet auf).

Du erinnerst Dich nicht mehr, was es sein könnte?

Frau Altenberg (mit Bedeutung).

Ich werde mich schon entsinnen. Sag doch, wie kommt es, daß Du das Comptoir heute schon so früh verlassen hast?

Theodor (seine Nägel besehend, etwas verlegen).

Es hatte einen Grund, Mama. — Ich wollte — Du mußt es mir nicht übel nehmen, Mama — ich hatte ein Wort mit Dir zu sprechen —

Frau Altenberg (ängstlich).

Du ein Wort mit mir? Sprich, was ist es? Rede,
Du spannst mich auf die Folter.

Theodor.

Du wirst mir zürnen, Mama. — Ein andermal.

Frau Altenberg.

Nein jetzt. Sprich, was hast Du? Was willst Du
mir sagen?

Theodor.

Nun denn, gerade heraus — — ich habe drückende
Schulden.

Frau Altenberg (bei Seite, erleichtert).

Nur Schulden, Gott sei Dank. (Kaut) Du hast Schulden,
Theodor? Du bei Deinem enormen Taschengelde?

Theodor (nonchalant).

Es reichte nicht, Mama, die Söhne von den ersten
Firmen gebrauchen noch mehr. Du weißt, ich habe nicht
einmal ein Reitpferd.

Frau Altenberg.

Ich will nicht mit Dir rechten. Deine Schulden
sollen bezahlt werden, Du sollst haben, was Du verlangst,
wenn Du mir eine Frage beantwortest. Es ist die, um
derentwillen ich Dich zu mir bitten ließ.

Theodor.

Und diese Frage?

Frau Altenberg (schwer mit Bedeutung).

Wer hat den Brillantring genommen?

Theodor (bestürzt).

Den Ring? (Gesagt, kann Frau Altenberg jedoch nicht ansehen)
Wer nahm ihn anders als Johanna. — Du sagtest damals
selbst — —

Frau Altenberg (froh, reich einfallend, die letzten Worte überhörend).

Es ist alles Verleumdung. Die Leute haben ein Komplott geschmiedet, um Geld von mir zu erpressen. — Theodor, blicke mir in die Augen. Nicht wahr, Du kannst mich offen und frei ansehen? Du bist ohne Schuld, Theodor —

Theodor

(konnte Frau Altenberg nur flüchtig ansehen und schlägt den Blick zu Boden.)

(Ablenkend) Mama, Du bist so seltsam erregt, zürnst Du über meine Schulden?

Frau Altenberg.

Wenn Du sie machtest, um Deiner Standesehre zu genügen, zürne ich nicht; ich werde sie bezahlen. — Kein Wort mehr darüber. (Johanna ist bei den letzten Worten eingetreten.) Was will die Person hier? (Zu Johanna) Warum sind Sie noch nicht weg? Wollen Sie einen Wagen — er soll besorgt werden. Verlassen Sie dies Haus. —

Johanna.

Ich dank Jhn'n, Madam — ich bün all eenmal ahn Wagen ut dit Huus kamen — ich kenn den Weg. — Ich wull Jhn'n Utjäs seggen, Madam. Nehmen Se't mi nich öwel, Madam, ich heww noch een Bitt. Wenn Ihr Dochder düssen Sommer wedder tau Besäuf kümmt, un se schull nah mi fragen, denn seggen Se nich, wat vörfulln is. Se hettümmer veel vun mi holl'n un't wör doch tau hart, wenn sei of glöwen schull, datt ich dat würkli dahn harr!

Frau Altenberg (etwas milder).

Johanna! Wem soll man Glauben schenken?

Johanna (bitter).

Madam, Se sünd riif un ich bün arm. De Riifen hebbt en annern Glöwen als unsereens. So veel weet ich awer: wenn ich seggt harr, Madam harr mi en Ring

stahl'n, datt mi dat Nümms afnahmen harr un wenn't of würl'li de fall west wir.

Frau Altenberg.

Johanna, Sie vergessen, wo Sie sind!

Johanna.

Mi dünkt, de ganze Welt is anners, als fröher, un darüm nehmen Se't nich för ungaud, wenn id' en Woord tau veel seggt heww. — Id' bün lang bi Jhn'n wesen un id' wull Jhn'n noch danken för all dat Gaude, wat id' in dit Huus hatt heww; id' will't nich vergeten — awer, Madam, dat kann id' of nich vergeten, datt Se hart un grausam tau mi wesen sünd wegen den Ring, dat kann id' Jhn'n nich vergewen bet an miin selig Emm. (Zu Theodor) Lewen Se of woll, junge Herr. — Se hebbt keen Schuld, Se hebbt bloß dahn, wat Ihr Mudder Jhn'n befehlen deh. (Zu Beiden) Wenn't awer noch mal so kamen schull un noch op en annern Minschen de Verdacht fallen schull wegen den Ring, denn seggen Se man, id' harr em nahm, 't is genog an een unglückli Minschenkind. (wendet sich zum Gehen.)

Theodor (springt auf, Affekt).

Johanna — Mutter — ich kann nicht länger schweigen — Johanna ist unschuldig! Ich selbst — ich habe den Ring genommen.

(Johanna wendet sich um. Frau Altenberg springt entsetzt auf. Theodor fällt seiner Mutter zu Füßen.)

Johanna

Mein ehrlichen Nam!

Frau Altenberg

Theodor, Du? Mein Sohn?

(Kurze Pause.)

Theodor.

Mutter, verzeihe mir die übereilte That. Ich brauchte Geld, man drängte mich — Du warst nicht gut

gelaunt — ich mochte Dir nicht sagen, daß ich Schulden hatte — Spielschulden noch dazu — und da nahm ich den Ring. Als ich am andern Tage den Ring einlösen wollte, war er nicht mehr in den Händen des Mannes, dem ich ihn gab — da war es zu spät. Vergieb mir, Mutter —

Frau Altenberg (eifrig).

Du bist der Dieb?! Ein Dieb ist nicht mein Sohn.
Theodor.

Vergieb, Mutter, vergieb. Wenn Du nicht so strenge gewesen wärst — ich hätte Dir vertraut, ich hätte Dir Alles gestanden. Aber es ist nie so zwischen uns gewesen, wie es zwischen Mutter und Sohn hätte sein sollen — Deine Strenge war die Scheidewand, die uns trennte.

Johanna.

Oh, warum hebbt Se dat nich eher seggt. — Nu is't tau spät.

Theodor.

Ein Wort, Mutter, ein verzeihendes Wort.

Frau Altenberg.

Ich kann Dir nicht verzeihen. Wende Dich an Die dort, (auf Johanna zeigend) sie hast Du tiefer gekränkt — als mich. Was sie sagt, soll geschehen.

Theodor (sieht Johanna bittend an).

Johanna.

Herr Altenberg! 'tis noch nich lang her, da wiren Se so rasch bi de Hand, de Polizei tau halen — wie wör't, wenn ic' Jhn'n nu wedder üm en Gang bidden deh — —

Frau Altenberg (entsetzt).

Johanna, was verlangen Sie?

Theodor (verhält sein Antlitz mit der Hand).

Johanna (mit einem Anflug von Jovialität).

't sünd man en paar Schritt. — Se weeten ja, wo de

Wach is — dar an de Eck wohnt miin Brüdigam — wenn
 Se den'n halen wöllt un em denn noch emal seggen, wat
 Se eben seggt hebbt — — — denn bün ick taufreden.

(Theodor, der sich langsam der Thür zuschlingelte, rasch ab.)

Behte Scene.

Frau Altenberg. Johanna.

Frau Altenberg (ist erschüttert in einen fauteuil gesunken).

Johanna.

Madam, nehmen Se't mi nich öwel, datt ick den jungen
 Herrn schickt heww, dat paßt sich eegentli nich for mi,
 (bestimmt) awer hier is mi Unrecht geschehn un hier an düsse
 selbe Stell, will ick wedder tau miin ehrlichen Nam
 kamen.

Frau Altenberg

(steht auf, geht in das Kabinet, um gleich darauf mit Wolf und Wittwe Seibold
 zu kommen. Ab.)

Johanna (allein, wie im seligen Traum).

„Nu kann noch Alles wedder gaud warden. „Und
 hoffe auf ihn, er wird es wohl machen“.

Elfte Scene.

Johanna. Frau Altenberg. Wolf. Wittwe Seibold.

Frau Altenberg (kalt, vornehm).

Der wirkliche Dieb des Ringes ist entdeckt. Ich be-
 darf Ihrer Verschwiegenheit nicht mehr.

Wittwe Seibold.

Da steht Johanna — Sie lebt?

Wolf.

Und mein Geschäft?

Frau Altenberg.

Bei mir haben Sie Nichts mehr zu suchen. Mein
 Sohn sieht seiner Strafe entgegen, ich selbst werde ihn

nicht schützen. (Zu Wolf) Wir sehen uns vor dem Gerichte wieder.

Wolf.

Ganz wie Sie wollen, Madame, aber bedenken Sie, daß ich von Nichts weiß. Und wenn Sie mich wollten bestrafen lassen, was nützt es Ihnen, was nützt es der Welt? Ob ich bin bestraft oder nicht, meine Geschäfte blühen doch, so lange es leichtsinnige Menschen giebt und ob ich es bin oder ein anderer, Madame, Geschäftsleute wie unsereins sterben doch nicht aus. Bedenken Sie, was Sie thun. Mein Name is Wolf. (Ab.)

Zwölfte Scene.

Frau Altenberg. Johanna. Wittwe Seibold. Theodor. Hein.
Wilhelm.

(Wilhelm stürzt herein an Wolf vorbei, ihm folgt Theodor, dann Hein.)

Wilhelm.

Johanna, Johanna. (Umarmt sie) Miin Johanna. Nu heww ic Di wedder. Nu weet ic Alles, miin gaudes, miin lewes Mäten! Wat heww ic Di lew, wat heww ic Di lew.

Hein.

Ja un nu ward doch Hochtiid maft un alle Verdrug hett nu en Enn. Ja: da's nix so fein gesponnen, es kummt doch an die Sonnen.

Frau Altenberg (zu Wilhelm und Johanna).

Mein Sohn und ich — wir sind die Schuldigen. Wir haben Beide gefehlt, er indem er den Ring nahm — ich durch meine Uebereilung. In Euren Händen liegt unser Geschid.

Wilhelm.

Wo keen Ankläger is, is of keen Richter.

Johanna.

Glöwst Du wedder an mi, Wilhelm, ebenso wie fröher, denn is Alles wedder gaud. (Theodor meinent) Aee, 't is tau schreckli in't Gefängniß — un he is noch so jung.

Frau Altenberg.

Soll ich mich von Euch beschämen lassen? Theodor, daß ich eingestehen muß, die Leute dort haben das Herz auf der rechten Stelle, während wir — (Schweigt in tiefer Scham, zu Wilhelm und Johanna) Wollt Ihr die Sache ruhen lassen, dann danke ich Euch; uns wird der öffentliche Standal erspart, wenn auch im Herzen eine unheilbare Wunde bleibt.

Wilhelm und Johanna (geben ihr die Hände).

Frau Altenberg.

Nun wohl, in meinem Hause soll die Hochzeit sein und wenn Ihr es annehmen wollt, führe ich die Braut selbst zum Altar.

Johanna (zu Wittwe Seibold).

Madam, ick herw Jhn'n seggt, Se kunn em neh'm'n, awer de Tiiden hebbt sic' ännert, ick neh'm em sülbst.

Hein.

Froo Meistern, wi hebbt uns all de Jahren mit enanner verdragen — mit en paar Utnahm'n, wer weet, wat noch ut uns warden kann? Am Emm kriegt de Lehrjung doch noch Recht. (Wittwe Seibold wendet sich unwillig ab.)

Hein.

Na, denn nich.

Frau Altenberg (zu Johanna).

Hier ist der unglückselige Ring. Nehmen Sie den Ring, Johanna und tragen Sie ihn zum Andenken an eine trübe Zeit.

Johanna.

Ne Madame, för mi paßt he nich, he is to fiin för miin Hann. (Geht auf Theodor zu.) Hier, junge Herr, nehmen Se em, und wenn Se mal wedder gegen Recht und Gewissen handeln wölt, denn sehn Se op den Ring und denken Se daran: of unsereens föhlt Freud und Leid so gaud wie Annere, un bedenken Se denn, datt wi Deensten of Minschen sünd, un en Hatt in de Bost hebbt, awer nehmen Se mi dat nich öwel — ick bün ja man en arm Hamburger Kööfisch. (Sie geht, nachdem sie Theodor den Ring ansteckte, bescheiden in den Hintergrund zu ihrem Bräutigam.)

(Vorhang fällt.)

-:- Ende. -:-



Ja' meen dat gaud!

Du kumm mal, Anna, un hör mi too:
 Tau Wihnachden ward wi Mann un froo,
 Tau Wihnachden sünd wi froo un Mann
 Un treckt denn neben den Nower an:
 Denn hewwt wi uns Eegen, denn sünd wi alleen —
 Och Anna, du weeft nich, wie gaud ic' dat meen.

Als miin oll' Iew lütt Mudder noch lewt,
 Wat hett se spunn'n, wat hett se wewt:
 Nu sünd de Laken so witt un weef,
 Ja' seet ja dabi det Nachts op de Bleef;
 Ja Anna, dar seet ic' denn ganz alleen —
 Un wüß nich, wie gaud ic' dat mit di meen.

Och Anna, wenn bloß irst Wihnachd wör,
 Dar buten freert dat denn vör de Döhr;
 Dar bellt mal'n Hund, de Wächter, de tut't,
 Un warm is dat binn'n, un't Licht is ut.
 Och Anna, miin Anna, denn sünd wi alleen,
 Du kannst ja nich weeten, wie gaud ic' dat meen.



Woher weet se't?

Keen Minsch hett dat sehn, un doch weet se't All',
 Wat kann ick daför, de Steg wir so small?
 Ick wir dar nich öwer gahn, harr ick nich müßt,
 Tu müß ick woll stillholn — un hei hett mi küßt.

De Bäk is so deep un de Bäk is so breed. —
 Woher woll de ohle Nawersch dat weet?
 Sei is nich darbi we'n un hei hett nig seggt:
 Hei is ja so gaud — bloß de Lüüd, de sünd slecht.

Ick weet doch alleen bloß, wo ick em finn,
 Dat's ümmer an'n Bäk, ün de nämliche Stünn; —
 He säht mi bloß an — denn weet ick Bescheed.
 Woher woll dat ganze Dörp dat weet?



Uns Dannboom.

Uns Dannboom brukt nich groot tau sin.
 Wi wahnt ja of man liitt.
 Wi sünd ja of keen halwes Dutz:
 Wi sünd man erst tau drütt.

Tau allererst kummt Carlemann
 Un denn kummt gliif miin Froo,
 Un denn kummt erst de „süße Meck“ —
 Un denn hör' ic' dartoo.

De süße Meck is bloß ut Holt,
 Mit Sägenfell beklewt,
 De hett vergangen Wihnachd all
 Ganz nett mit uns verlew't.

Vergangen Wihnachd seeten wi
 Tau tweet man vör den Boom.
 Wir of de süße Meck dabi: —
 Uns Lütt wir noch en Droom.

Uns Dannboom brukt nich groot tau sin,
 Wi sünd ja man to drütt:
 Miin Froo un ic' un süße Meck —
 Un Carlemann, uns Lütt!



Carlemann gnurrt.

Wat ist't, wat Carlemann verdrütt,
 Datt he so muulsch vör't Finster sitt.
 Siin Melk nich drinkt, siin Brod nich itt,
 Nich mal en Woord in'n Gauden litt?

He süht, wie dat von'n Himmel gütt
 Un buten steiht so'n schöne Pütt;
 Un wat nu Carlemann verdrütt:
 Siin Schäftensteweln sünd tau lütt.



Schummer = Tid.

Kumm segg Mir un red' Mir,
 Kumm liis op de Teehn,
 Un gah mi hübsch sachten,
 Dar liggt se veel Steen;

Un kumm of bi Dag nich,
 Denn könnt se Di sehn:
 In'n Schummern, in'n Schummern
 Denn markt dat keen Een.

Dar achter in'n Garen
 Dar sünd wi alleen. —
 Klapp nich mit de Tüffeln,
 Pasß gaud op Diin Been.



Se flunkert.

„Ach Mudder, de Weg, de is so lang,
 De nimmt ja garkeen Enn;
 De geiht bargop un geiht bargdah!
 Du schullst em bloß man kenn'n.“

„De Weg, de geiht sich garnich gaud,
 Dar liggt so veele Steen.
 Un wer keen Lust tau'm Fallen hett,
 De mutt vor säuten sehn.“

Dar an den Weg, dat is nu wahr,
 Dar steiht en groten Steen,
 Dar sitt se jeden Abend op —
 Doch sitt se nich alleen.

Wie is he nett, wie is he gaud,
 He bringt ehr an de Döhr,
 „Ach,“ seggt se, „wenn doch de oll' Weg
 En bitten länger wör!“



Hei is buten.

Achtern Uben in de Stuw
 Ligg de Katt.
 Dicht dabi, vull süte Melf
 Steiht ehr fatt.
 Muschkatt rippt un rührt sich nich,
 Se is satt.
 Buten mag se garnich fiin,
 Dar is't natt.
 Lüttje Anna steiht nu op.
 Nimmt de Katt,
 Drückt dat ohl verslaapen Thier
 An ehr Hatt.
 „Anna, lat de Katt doch ligg'n;
 Wat schall datt?“
 „Mutter, buten sünd de Mäüs,
 Eben rögt sich wat.“



Tante Lotte.

Plattdeutsches Lustspiel in einem Aufzuge.



Personen:

Otte Wilmsen.

Eduard, deren Neffe.

Wildberg, Malter.

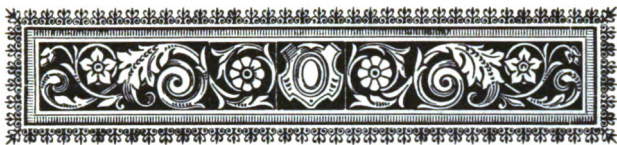
Doris, Dienstmädchen bei der Wilmsen.

Ort der Handlung: Hamburg, im Hause der Wilmsen.

Zeit: die Gegenwart.

Den Bühnen gegenüber Manuscript. Alle Rechte mit Hinweis auf § 50 des Gesetzes vom 11. Juni 1870 vorbehalten.

War das beliebteste Repertoirestück der Frau Mende und erlebte unzählige Aufführungen.



(Bürgerliches Zimmer. **Doris**, gleich **Eduard**, dann **Lotte**.
Doris wischt die Möbel ab. Ein Besen lehnt gegen einen Stuhl.)

Erste Scene.

Doris. **Eduard.** **Lotte.**

Eduard (kommt rasch von links, ruft in die Thür zurück).

Adieu! Adieu! Tante **Lotte**. Ich will's bestellen. —
Adieu **Doris**.

(Küßt **Doris**, indem er sie von hinten umfaßt. **Doris** sträubt
sich nicht.)

Lotte (von links, sieht den Kuß, bleibt erstaunt stehen;
Eduard rasch durch die Mitte ab).

Doris (sieht **Lotte** an und schreit).

Hall

Zweite Scene.

Lotte. **Doris.**

Lotte.

Wat'n Wirthschaft! Wat'n Wirthschaft! Da steihst
Du nu un löttst Di von den Sleaf — miin Swestersöhn

Stinde, Ur'n Knid.

15

wull ic seggen — en Kuß geben, un schreeft nich mal,
un dreihst den Kopp nich mal weg?

Doris (etwas pagig).

Gott Madam, wat kann ic davör? De junge Herr
keem hier herinstört', faat mi um de Callje un küß mi.
Dar kann ic doch nig bi maken?

Lotte (gedehnt).

Nich? Garnich? Wenn he Di von Achtern ümfaat,
denn mußt Du den Kopp doch herümdreihn, wenn he
op den Mund küßen kann. Also heft Du di rümdreihst,
denn de Mund sitt vör an'n Kopp un nich achter.

Doris.

Madam, ic heww mi of nich soveel dreihst!

Lotte.

Nich? Garnich? Nich soveel? Ich much mal sehn,
wenn he Di harr Semp in den Mund smeeren wullt,
wo Du denn woll mit dat Gesicht blewen wirst?

Doris.

Ach, so wat ward de junge Herr doch nich dauhn?

Lotte.

Segg dat nich! Segg dat nich! Hett he vör'n paar
Daag dat selwigte Experiment nich mit miin Katt opstellt!
Dat ohle gaude Thier — vun den scharpen engelschen
Semp. Un as de arme Katt son'n schreckliches Gesicht
maß, da wull he sic halw dood lachen!

Doris (wegwerfend).

Gott Madam! 'n Katt is doch keen Minsch!

Lotte.

Bedenk wat Du seggst! Bedenk wat Du seggst! Ich heww lezt noch en Geschicht lesen, vun Een, de in siin Kinnerjahren de fleegen de Been utreten hett, un de is naher an'n Galgen kamen un in de Bläder.

Doris.

Denn hett em de Thierquälerversoin woll angezeigt?

Lotte.

Ae de nich, de nich! He hett naher en ohlen Mann in en düsteres Holt half doodslagen un beroomt. (Doris schandert.) Deshalb segg ich, Eduward end't of noch mal op'n schreckliche Wiis; dar is nir mit em optaustell'n, un he argert Minschen un Veeh.

Doris.

Manchmal kann he doch of sehr nett siin!

Lotte (höhnend).

Dat glöw ich. Jawoll, sehr nett. (Böse.) Ich verbitt mi awer so'n Art „Nettsiin“ in miin Huus. Verstehst Du mi? Seh' ich sowatt wie eben noch eenmal, denn binn ich Di un em en Muulforw um.

Doris (impertinent).

Aee Madam, so wat heww ich nich nödig mi gefallen tau laten. Madam meent woll, wi lewt noch in

de ohlen Tiiden. Ae, de sünd Gott sei Dank vörbi!
Wie Deenstmamsellen hebbt of unse Minschenrechte; un
freiheit un Gleichheit regiert de Welt. Madam kann
den Muuskform man for sich selbst beholln, un hier is
de Bessen (drückt ihr den Besen in die Hand). Sündag gah'
ich af, un hüt Abend gah' ich tau Danz.

(Mit einer impertinenten Verbeugung rasch ab.)

Dritte Scene.

Lotte (sprachlos vor Zorn).

Kief! Kief! Kief! Is dat de Minschenmöglichkeit!
So'n impertinente Creatur. Smitt mi de Arbeit vor
de fäut, un geiht tau Danz. Un dat is noch de beste
von de letzten fief, de ich hatt heww. Düsse Verdruf un
düsse Urger. Man ward siin Leben nich froh. Un düsse
Edward — de lewe Gott hett mi woll en Extrarood
binn'n wullt, als he dat so inricht hett, datt ich den
Jung tau mi nehmen müß't. Ja, wen de lew Gott
strafen will, den'n gift he unbannige Bören. — Du
lieber Gott, un manche hebbt nu en Stücker söß, söben
vun dat Slag. — He hett keen Vadder, de de Hand
haben em holl'n kann, dat is de fehler. Ja, wenn ich
en Mann hatt har, de em recht streng har nehmen
kunnt — — — — — Harjeses, dat lett sich ja am
Ende noch inrichten. Ich verheirad mi. (Ruft.) Doris!
Doris! (Pause.) Na, wo bliwwt se denn nu? (Ruft.)
Doris, kummst Du oder kummst Du nich?

Doris (hinter der Scene laut und deutlich).

Ne Madam, ic̄ kam nich!

Lotte.

Da, da, dar hebbt wi't. Se kummt nich. Ne, se kummt nich. (Ruft drohend durch die Thür.) Na, täuw man, wenn hier erst en Herrn in'n Huus is, denn ward dat anners. Miin Mann fall di wiisen, wat en Hart is. (Geht wieder zurück.) Wenn ic̄ man en rechten bösen Mann kriegen kunn, de gliif Alles fort un kleen sleit, wenn he in Wuth geraad, den kunn ic̄ gerade in düsse Wirthschaft brufen. Siin olen Unbeders hett man ja noch. Dar liggt noch en ganzen Barg Breef ut fröhre Tiiden. Ic̄ bruuf bloß tau schriewen: (Messingsch) Ja wohl, mein Herr, Ihr Andrag is mich sehr schmeichelt! un ic̄ heww em. (Geht an eine Kommode resp. Sekretär und nimmt ein Kästchen mit Briefen heraus, die mit einem Band zusammengebunden sind; öffnet das Packet, setzt sich.) Hier düsse Breef is herrlich schrewen. (Liest.) „Mit Vergnügen ergreife ich die Feder, um Ihnen, geliebte Lotte (breit) um Ihnen Ihre Hand anzuhalten. Unsere Liebe dauert noch über den Sternen. Wilhelm Meyer.“ De Liebe hett garnich duert, denn ic̄ kunn em nich utstahn, wegen weil he so'n fürchterlich rode Näs har. — Hier, de hett sic̄ all verheirad. — De is dood. — De is utwannert, ic̄ much em ganz geern. — Hier de, de hett all dree froons dood. Gottlow, datt ic̄ nich de erste wesen bün. — Hier aber de, de kunn mi gefall'n, dat heet, wenn he noch so is als fröher. De wir so grow, datt se sülbst op'n Stadthus nich dagegen ankunn'n.

Vierte Scene.**Lotte. Doris.**

(Doris, die Pantoffeln in den Händen tragend, schleicht auf Strümpfen herein und lauert.)

Lotte (fortfahrend).

Wenn he noch so denkt wie fröher, denn ward he miin Mann.

(Doris läßt einen Pantoffel fallen.)

(Erschreckt.) Wat söchst Du hier? Wat deihst Du hier? Wullt Du luern?

Doris.

Madam hett mi ja eben roopen!

Lotte.

Un dat fallt Di nu erst in?

Doris (frech).

Ja, Madam!

Lotte.

Na, denn will ich dat glöwen. (Nimmt ihr Portemonnaie.) Sah' mal hen na'n Papierladen un hal för'n Schilling Breefbagens, haben in de Eck mit en Paar lütje Duwen, oder mit'n Kranz vun Vergißmeinnicht, und denn forn Sößling Couverten. For den annern Sößling köffst Du bi'n Kramer gestötten Kanehl un lettst Di nich so wenig gewen un segst, ob he mi dat Adressbauk nich op'n Ogenblick lehn'n wull. Dar is de Dubbelschilling!

Doris.

Is gaud, Madam.

Lotte.

Un denn bliiw nich so lang'n. Ich seh' nah de Klock.

Doris.

Wenn Madam ehr Klock man richtig geiht. Ich bün to rechter Tiid wedder hier. (Ab.)

Lotte.

Du schallst Di noch wunnern. Laat hier bloß mal'n Herrn in'n Huus fin.

Fünfte Scene.

Eduard. Lotte.

(Eduard will rasch ins Zimmer links eilen, Lotte hält ihn am Rockschloß.)

Lotte.

Man nich so gaul! Täuw mal en Ogenblick, ich heww en Woord mit Di to spreken.

Eduard.

Ach Tante, ich habe gar keine Zeit.

Lotte.

Wat, Du heft keen Tiid? Du heft keen Tiid? Den utgerechten Dag deihst Du garnig — un denn heft Du

keen Tiid? Ja, wenn dat gelt Schann un Unddögt uttau-
äuwen, denn hüft Du de erste Mann an de Sprütt, awers
vör en ernstes Woord drückst Du Di ümmer weg.

Eduard.

Ach liebe Tante Lotte, die ersten Worte find immer
so langweilig. — Ich muß fort.

Lotte.

Du blivst!

Eduard.

Ich kann nicht bleiben.

Lotte.

Ich befehl Di!

Eduard.

Ach, Tante Lotte, Du bist heute furchtbar spaßig!

Lotte.

Dat fällt mi garnich in. Dat kann mi garnich
infall'n. Ich segg Di, dar gaht Verännerungen vör,
woröwer Du Di wunnern warst. Diin Herümdriewen
nimmt en En'n. Dar maß Di gefaßt op.

Eduard.

Aber Tante, ich treibe mich nicht herum. Ich — —
ich — — (stotternd) ich —

Lotte.

Na?

Eduard.

Ich mache Studien.

Lotte.

Dat is mi neel!

Eduard.

Tante, Du weißt, daß ich einmal zum Kaufmann verdorben bin. Von Klein auf habe ich Lust zum Zeichnen und Malen gehabt. Ein Künstler, ein tüchtiger Maler möchte ich gern werden, und Du — —

Lotte.

Na, un id?

Eduard.

Du hast mich zu einem Anstreicher in die Lehre gegeben.

Lotte.

Na ja. En Anstriker un'n Maler is doch eenerlei. — Hest Du awer wat lehrt? Hest Du gaud dahn? Wat kannst Du denn malen? Nich mal en Blickputt kannst Du lackern!

Eduard.

Solche Arbeiten passen mir auch nicht.

Lotte.

Dat is't ja man, dar büßt Du tau gaud tau. — Uwer taum Herümdriewen, Dien Lehrherrn tau argern, datt he Di mit Schimp un Schann davun jagt hett — dar büßt Du nich tau gaud tau. Du schaamst Di nich, ut miin Tasch tau lewen, weil Du weest, datt id nich nee seggen kann, wenn Du anfangst tau klagen, datt Di dat nich gaud geht. — (Bestimmt) Uwer dat, miin Jung, dat hört nu op.

Eduard.

Ja Tante, ich habe auch schon nachgedacht. So bleiben kann es nicht, ich habe einen Plan gefaßt, der mir eine prachtvolle Zukunft verspricht. —

Lotte.

Gottlow. Endlich kummst Du doch tau Inzicht. Na, watt heßt Du Di denn utdacht. Neegierig bin ich doch.
(Sieht ihn fragend an.)

Eduard (etwas verlegen, zögernd, dann frisch).
Ich will mich verheirathen, Tante!

Lotte.

Wat wullt Du! Verheiraden wullt Du Di? Süh, dat is ja nüdli. Womit wullt Du Diin froo denn ernähren?

Eduard (fest überzeugt).

Nun, Du giebst uns so viel, wie wir brauchen, Tante.

Lotte.

Dat heww ich mi woll dacht. Un wo wölt Ji denn wahren?

Eduard (fest überzeugt).

Nun hier bei Dir, Tante.

Lotte.

Dat heßt Du Di ja sihr nett utfunn'n. Na, un Diin Taufünstige, wat is denn dat för Een?

Eduard.

Ach, sie ist ganz reizend, Tante. Nur ihr Vater will nicht, daß wir uns lieben.

Lotte.

Gottlow, datt dat noch een'n vernünftigen Minschen op de Welt giwwt! (Ironisch.) Also he will dat nich hemm'n. (Lächelnd.) Ich kann't em of nich verdenken, so wiit sünd wi noch nich in de Opklärung, datt Kinner sik verheirad. Weest Du denn of, wat dat bedüd, sik verheiraden? Weest Du dat so ganz genau? Segg mal?

Eduard (gedehnt).

Nein. (Neugierig.) Weißt Du es denn so genau, Tante?

Lotte (enttäuscht).

Wer? Ich? Gott schall mi bewahren! Du schullst Di wat schaamen, Eduward! Ich segg Di, slag Di de Verheiraderee man ut'n Kopp. Oder bei Gott, ich segg Di, da geschüht wat, wat viellicht Di un mi nich gaud is. —

Sechste Scene.

Doris (mit dem Adressbuch und den Briefbogen). Dorige.

Doris.

Hier Madam, is dat Adressbauß, und hier is dat Papier. Solches mit Duwen in de Eck harr'n se nich, und deshalb heww ich een nahm mit'n Vergifmeinnichtkranz un een mit'n lütten Hund op.

Lotte (ärgerlich).

Du büßt ja merkwürdig klauf! Den Bagen mit'n Hund op kannst Du selber beholl'n, (nimmt Papier und Buch)
Du dummerhaftige Deern! (Ab.)

Siebente Scene.

Eduard. Doris.

(Eduard, der seine Neugier während dieser Scene nicht verleugnen konnte, sieht verwundert auf die Tante.)

Doris (nachrufend mit einem Knicks).

Danke för den Titel, Madam. Dat mußt ick seggen, 't geiht hier munter tau. — 't kummt awer noch beter.

Eduard.

Wie so das?

Doris.

Na, Madam will sich verheiraden.

Eduard.

Nicht möglich.

Doris.

Nich? Dat weet ick beter. Ich heww ehr irst eben beluert! Un wat will se sünst mit de bunten Breefbagens? Se schriwwt denjenigen tau, den se nehmen will.

Eduard.

Aber das geht doch nicht. Wenn Tante sich verheirathet, ist es mit meinen guten Tagen vorbei.

Doris.

Ja, so veel Taschengeld giwwt dat denn woll nich mehr!

Eduard.

Dann werde ich wohl gar wieder zu einem Unstreicher geschickt.

Doris.

Na, ich segg Ihnen, maken Sie sich wenigstens op'n Muerarbeitsmann gefaßt.

Eduard.

Und meine reizende Clara? Wo bleibt die? Doris, was mache ich dabei?

Doris.

Se weeten doch sünst immer genog dumme Streiche; fällt Ihnen denn nu nir in?

Eduard.

Das dumme Zeug fällt Einem immer zur Unzeit ein, deshalb ist es ja eben dumm.

Doris.

Dat möten Sei am besten weeten. Wenn ich in Ihr Stell wir, denn speel ich Madam en gehörigen Streich. Dat hett se bloß an mi verdeent.

Eduard (nachsinnd).

Doris, an wen schreibt die Tante?

Doris.

Dat weet ich nich. Se söcht em woll irst in't Adreßbauf.

Eduard (wie von einem Einfall erhellt).

Doris, es ist ein schreckliches Gefühl, wenn man liebt und schnöde abgewiesen wird.

Doris.

So?

Eduard.

Ich habe es erfahren. Claras Vater ist ein Barbar. Der Mann weiß nicht, was Liebe heißt. Er hat mich auf eine sehr grobe Weise an die — —

Doris.

An de Luft sett?

Eduard.

Ja, so ähnlich. Aber er soll das Opfer meiner Rache werden. Doris, rasch den Briefbogen. Jetzt weiß ich, was ich thu. Eine Feder hab' ich hier. Doris die Tinte. Meine Handschrift kann ich verstellen, wozu wäre ich sonst Maler? (Doris holt die Tinte. Eduard setzt sich zum Schreiben, Doris steht ihm über die Schulter. Eduard schreibt.) Sehr hochgeschätzter Freund! Wenn Sie das Vertrauen einer alleinstehenden Jungfrau, deren fühlendes Herz — —

Doris (unterbrechend).

'n sehr schönen Utdruck „fühlendes Herz“.

Eduard.

Es kommt noch besser; — fühlendes Herz sich nach einer Stütze sehnt, —

Doris.

Stütze is of gaud.

Eduard.

Dann lenken Sie Ihre Schritte zu derjenigen, die Ihnen nicht unbekannt ist. (Hervorhebend.) Vertrauen gegen Vertrauen, denn ich habe Sie achten und lieben gelernt. Ihre Lotte Wilmsen. P. S. Verbrennen Sie diesen Brief sogleich.

Doris.

Dat is schaad, son hübschen Breef tau verbrennen.

Eduard.

Clara verbrennt ihre Briefe auch immer. So, nun die Adresse: Herrn Adolf Heinrich Wildberg, Fettwaarenvermittler. — Doris, nimm den Brief, Du weißt ja, wo meine himmlische Clara wohnt, und gib ihn ihrem groben Esel von Vater. Wenn er dann kommt, kann er sich einen Korb von der Tante holen, denn die nimmt ja doch den, an wen sie gerade schreibt. Und wenn er ihr sagen läßt, er verlangte ihre Liebe garnicht, dann ärgert sie sich und verliert hoffentlich den Geschmack am Heirathen.

Doris.

Wenn se sich argert, is't gaud. Gewen Se den Breef man her, ich will em sofortfens besorgen. (Ab.)

Achte Scene.

Eduard (nimmt seinen Hut, ziert sich vor dem Spiegel und setzt den Hut auf, als wenn er zum Bummeln gehen wollte).

Liebe Tante, nun wollen wir sehen, wer Recht behält. So ganz dumm wie Du meinst bin ich doch

nicht. (Am Spiegel.) Hm, ich kann es Clara nicht verdenken, daß sie in mich verliebt ist. (Beliebängelt sich im Spiegel.)

Aeunte Scene.

Eduard. Lotte (kommt von der Seite, etwas ernst und bewegt, halblaut vor sich hin).

Ich heww mi't öwerleggt. Ich heww mi't öwerleggt. Bi't Schriiwen sünd mi doch annere Gedanken kamen. (Sie sieht Eduard's Eulenspiegeleien, schüttelt das Haupt, wird aber nicht wie sonst humoristisch zornig, sondern bleibt ernst.) Du wullt woll utgahn, Eduard?

Eduard (verlegen).

Ja Tante, ich wollte — —

Lotte.

Et iilt woll nich mit Di, Eduward. Ich säd Di erst, dar würd sich Manches ännern, ich stünn in'n Begriff en' Schritt tau dauhn, de doch woll nich de rechte wesen wör. Süh mal, als ich mi dahlfett taum Schriiwen, da müß ich an Diin armen Oellern denken, an miin arme Swester, als de damals vor Jahren sich hensett un dat Jawort schrew. Se hebbt veel Leid un Kummer hatt, Diin Ollern, se hebbt Deeles mit enanner dragen; dat Glück wull Jem nich gaud. Dat Geschäft güng nich, Krankheiten hebbt nich fehlt, un da käumen de Sorgen un hebbt se ganz allmällig dahldrückt, bet se in de stille Erd legen. — Da harr'n se Ruh un Frieden. — Ich funn damals nich helpen, ich harr eben min Utkam'n.

Dat wat ick nu heww, is en Testament vun en ohle Dam, de ick bet an ehr letzte Stünn plegt heww. Als ick nu tau lewen harr, da näüm ick Di tau mi un sorg för Di. (Allmählig humoristisch ernst werdend.) Un wat is nu ut Di worden? En grooten Daugenir, un en grooten Slünge!!

Eduard.

Über Tante! —

Lotte.

Dat is wahr, dat is wahr! Bedenk bloß, wenn ick mi Diinetwegen verheirad harr? Diinetwegen harr ick en dummen Streich maht — un dat harr mi doch ewig leed dohn kunnt. Ich kann of streng sin, ahn datt en Mann dartau hört. Un Du warst mi kenn'n lehr'n. Gewerlegg Di wat Du anfangn wullt un segg mi morgen Bescheed.

(Ab durch die Mitte.)

Beste Scene.

Eduard. (Später) Doris.

Eduard.

Was hab' ich mir da angerichtet? Wenn ich doch den Brief nur nicht geschrieben hätte. Der abscheuliche Brief. Vielleicht ist er garnicht zu Hause, und alles geht noch gut.

Doris (steckt den Kopf zur Thür hinein, rasch).

He hett den Breef freegen; he kummt. (Ab.)

Eduard (parodirend).

He kummt, he kummt! Begegnen darf ich ihm nicht, aus dem Hause kann ich auch nicht mehr. Ich

muß in meinem Zimmer warten, bis er wieder gegangen ist. Der miserable Kerl. (Ab in sein Zimmer.)

Elfte Scene.

Lotte (complimentirt **Wildberg** ins Zimmer).

Bitte, treten Sie näher. Draußen zieht es. Was schafft Einem die Ehre?

Wildberg.

Ja das ist wohl nicht so ganz leicht zu sagen! — Sie verstehen mich doch?

Lotte (zuvorkommend aus Verlegenheit).

O ja. Jawoll.

Wildberg.

Ich komme, — na, Sie wissen wohl weshalb?

Lotte (wie oben).

Ja, ja. Ich kann mir das schon denken.

Wildberg.

Ich bin nun schon sieben Jahre Wittwer.

Lotte.

Dat is en lange Tiid.

Wildberg.

Ja, dat is dat. — Se weeten doch: Vertrauen gegen Vertrauen!

Lotte (ausweichend).

Ja, ja. Wöllt Se nich en bitten Platz nehmen?

Wildberg.

Ja, gewiß. Wenn Se erlauben, denn legg ick den Rock en bitten af.

Lotte.

Hier an de Döhr is en Nagel.

Wildberg.

Dar mutt später en Haken hen. Nagels ruiniert de Ophängfels. Dat beste is ümmer 'n Garderow op de Deel oder in de Slaapstuw.

Lotte (verwundert).

In de Slaapstuw meent Se?

Wildberg.

Ja! vun de Deel stehlt se so licht, besonders jekt, wo dat Inbrefen ordentlich op Actien bedrewen ward. Miin Paletot is noch datau ganz neel!

Lotte.

So, is he dat?

Wildberg.

Ja. Ick gah geern en bitten good in Tüg. Man is ja noch in de Jahren, wo man nich weet, wi dat noch kamen kann. Un en Minsch, de nig op sich hölt, is bi dat schönere Geschlecht ümmer ünner dorch. Vertrauen gegen Vertrauen!

Lotte (um nur eine Antwort zu geben).

Ja, ja, dat stimmt!

Wildberg.

Nich wahr? Sehn Se, en Wittmann is en ganz gauden Stand, awer he heft of siin Unangenehmes; de

froo fehlt doch an alle Ecken un Kanten un deshalb meen ick —

Lotte (ausweichend, als wenn sie Wildberg's Absichten merkt).
Se drinken doch en Taß Kaffee? 't is so um de Tiid.

Wildberg.

Ja, Kaffee mag ick ganz gern. Siitdem miin froo dood is, heww ick noch keen gauden Kaffee wedder brunken. De Deensten könnt em nich ordentlich maken.

Lotte.

Se trechtert darop los, als schulln se Treppen späulen. (Auff.) Doris. — So'n Kaffe, de mutt ganz eben loopen, immer drüppenwiis.

Zwölffte Scene.

Doris (ist sehr rasch eingetreten). Lotte. Wildberg.

Lotte (zu Doris).

Du büst ja merkwürdig gau hier. Du heft doch nich an de Döhr stahn un luert?

Doris.

Gott! wat Madam sück inbild.

Lotte (zu Wildberg).

Dat is een von de Neemodschen, 'n nettes Gewächs segg ick Ihnen. — Doris, bring dat KaffeGeschirr un den Theefetel rin.

Doris (impertinent).

Madam kann bloß befehlen, denn deiht dat Gewächs sün Schuldigkeit. (Ab.)

Dreizehnte Scene.

(Lotte legt Servietten auf u. s. w.)

Lotte.

'n gräßliche Deern! Se is so pazig, ick much ehr
woll op't Stadthuus anzeigen.

Wildberg.

Dat har ick in Ihr Stell all lang dahn.

Lotte.

Ich heww man son Grugel vör de Polizei.

Wildberg.

Wenn Se nu en Mann harr'n, denn funn de dat
ganz gaud besorgen.

Lotte.

Ja, wenn man en Mann harr! — Ja dat ännert
de Saak. Ja wenn ick en Mann harr.

Wildberg.

Nich wahr? Vertrauen gegen Vertrauen.

Vierzehnte Scene.**Doris** (mit Kaffeegeschirr). **Lotte.** **Wildberg.****(Doris** setzt das Geschirr auf den Tisch.)

Lotte (zu Wildberg).

Se drinken em woll gern en bitten stark?

Wildberg.

O, bitte. Wie dat so kummt. Wenn he to dünn
is, mag ick em nich.

Doris.

Denn schull'n Se miin Kaffee mal sehn, den leeten
Se gewiß stahn.

Lotte.

Doris, Doris, wat heft Du for'n schändliche Tung
an Di.

Doris.

Dat heft Madam doch sünst nich funn'n, dat is
mi ganz nee.

Lotte.

Doris, id' segg Di, gah. (Doris ab.)

Fünfte Scene.

Lotte. Wildberg.

Lotte.

Is se nich schrecklich? Kann man dat utholln?

Wildberg.

Se nimmt sich en bitten veel herrut. Wenn id'
hier to seggn harr, denn schull dat anners warn.

Lotte (ausweichend).

Tu sehn Se mal, wie de Kaffee schön löppt, nich
tau rasch un nich tau langsam.

Wildberg.

Dat wir miin selige froo ehr Manier of.

Lotte.

Un nich en Spier Cigoorn kummt dartau. Id'
brenn un mahl de Boh'n of selbst.

Wildberg.

Ja, dat deh min selige froo of.

Lotte (befangen).

Eeten Se of en Mund vull?

Wildberg.

Ne, ick danke. Wenn Jhn'n datt recht is, denn steef ick mi'n Cigarr an. (Lotte holt ihm feuer.) Mit Verlaubniß (zündet an).

Lotte.

Rooken Se man tau, ick mag dat ganz geern hemm'n.

Wildberg.

Miin selige froo harr of nix gegen den Taback. Weeten Se, am lewsten roof ick'n lange Piep.

Lotte.

Dat is of sehr gemüthli.

Wildberg.

Ja, miin selige froo güng of nix öwer de lange Piep. Se säd ümmer: 'n lange Piep hölt den Mann an't Huus.

Lotte.

Denn sünd Se woll veel in't Huus?

Wildberg.

Ja, so veel ick kann. Uwer de Geschäften kamt un denn mutt ick von Huus af. Sehn Se, miin froo hett mi en Dochter laten, en lewes gaudes Kind, dat ward nu gröter un was't heran un ick kann nich op

jeden Schritt un Tritt passen. Un de Deenstmäten, de sett ehr allerlei in'n Kopp, wat nich dor henhört.

Lotte.

Hewwt Se denn of so een wie miin Doris?

Wildberg.

Ne, völlig so schlimm is se nich. Awer wenn dat Mäten of noch so nett is — de Mudder fehlt. Denken Se blos an, miin Clara is noch keen veertein Jahr un hett all'n Liebschaft.

Lotte.

Na ick danke. Dat is doch wirklich fröh.

Wildberg.

Ja. Se hewwt sich spraken wenn ick nich tau Huus wir, un dat Deenstmäten hett mi nich een Woord davon seggt. ick heww den jungen Kaps nu awer an de Luft sett — de denkt an mi.

Lotte (freudig beistimmend).

Dat is schön. Dat is brav. So mu't kamen. Herrut mit Jem.

Wildberg.

Dör'n korte Tid warr ick woll Frieden hemm, awer wie lang? Miin Kind is ja miin Alles. Wie geern much ick, datt en rechtschaffene Hand ehr dörch't Leben föhr, un ehr bewahren deh vor Dohrheit un Unglück. Ja de froo, de sich miin Kind annehmen deh — ick wull ehr op Hann'n dreegen, ick wull se achten un ehren

un ehr leew hemm so recht von Harten. — Un dor haben in'n Himmel is of een, de wörd de Stunn seg'n, de ehr Kind en Mudder wedder geew. Ja se wörd dat dohn, un s'ck trösten, datt se davun muß un ehr Kind alleen laten.

Lotte (weich und bewegt).

So ganz alleen? Un se hett Niemand op de Welt, de se Alles, Alles seggen kann? Ne, en Kind ahn Mudder is tau trurig. — Dal — Hier is miin Hand, se schall miin Tochter s'nn, miin lüttje leewe Tochter (reicht ihm die Hand).

Wildberg (steht ihr in die Augen).

Gott seg'n dat Woord, wie ick dat seg'n; ick weet, miin Kind kummt in gaude Hann'. Ja, mi is woll un licht umt Hart. De fröhjahrstid treckt wedder hier in (auf's Herz deutend). Dat Lewen lacht mi wedder fründlich tau — mi is, als muß ick alle Welt umarmen un en Kuß geben (umarmt Lotte und küßt sie).

Lotte.

Och nee. Och nee. Dat hört dar nich mit tau.

Wildberg.

Man nich scheneern. Wi sünd nu ja Brutlüd un en Kuß in Ehren is erlaubt. (In anderem Ton.) Aber segg mal, worüm heft Du mi denn so'n sonnerbaren Breef schreben?

Lotte (erstaunt).

Jck en Breef?

Wildberg.

Nu stell Di man nich an. 'N Breef mit'n lütten Hund haben in de Eck.

Lotte.

Wat? Mit'n lütten Hund haben in de Eck?

Wildberg.

Ja! Vertrauen gegen Vertrauen.

Lotte.

Wat is dat? Ne, dat is tau veel. Dat is tau schändlich. Ne, dat is tau gräßlich. Nee! Nee!

Wildberg.

Na wat is denn?

Lotte.

O! düsse schändlichen Minschen. Dar hett Doris ehr Hann' twüschen. Mi in solches Licht tau setten. (Ruft.) Doris! — Un den Dag mutt Alles. (Ruft.) Doris!

Sechszehnte Scene.

Lotte. Wildberg. Doris.

Doris.

Madam hett all wedder mal ropen?

Lotte.

Jawoll, dat heww ick. — Doris giww mi mal den Breefbagen wedder, den ick Di erst'n gewen heww. — Na, Du besinnst Di noch? — Hal em mal her, ick will em brufen.

Doris.

Och Madam, wat schenkt is, is schenkt.

Lotte.

Hal den Bagen mal her.

Doris.

Ich weet ja garnich, wat Madam will.

Wildberg (aufgebracht zu Doris).

Wullt Du gliif dauhn, wat Di seggt is oder wullt Du Bekanntschaft mit de Polizei maaken? Een, twee, dree, wonem is de Bagen?

Doris.

Ich heww em nich mehr, de junge Herr hett da en Breef op schrewen.

Lotte.

Wat is dat? Wat is ditt? Eduward? Miin Eduward?

Wildberg.

Wer is dat, de junge Herr?

Lotte.

Miin Swesterföhn, awer en Daugenix ersten Ranges. He is mi öwer den Kopp wuffen, ich kann em nich mehr regiern. Ich bün ümmer tau gaud mit em wesen. Tau gaud un nu — ! Wo is hel

Doris.

Dar in sin Stuw. Schall ich em ropen?

(Will sich aus dem Staube machen.)

Lotte.

Ne, bliiw man hier. De mutt mit Eist fung'n warrn. (Schenkt Kaffee ein und ruft.) Eduward, Eduward. Kumm her, Diin Kaffee ward kohld.

Siebenzehnte Scene.

Eduard. Lotte. Wildberg. Doris.

(Eduard kommt sorglos, erschrickt aber, als er Wildberg sieht.)

Wildberg.

Dat is de Moschü? Süh! Süh! Dat is ja deselbe, de miin Clara allerlei Dummheiten in'n Kopp sett hett.

Lotte.

Of dat noch! Eduward, wat heft Du mit den Breefbagen maakt?

Eduard.

Ich?

Lotte.

Ja Du!

Doris.

He hett dor'n wunnerschönen Liebesbref op schreben: ordentlich mit'n fühlendes Herz un Vertrauen . . .

Wildberg.

— gegen Vertrauen.

Doris.

Ja.

Wildberg (zu Lotte).

Denn is de Breef woll garnich von Di?

Lotte.

Von mi? O Gott von mi — — Ich vergah vor Schimp un Schann.

Wildberg.

Na dat is nich nödig. De Breef hett ja grad keen Schaden dahn.

Lotte.

Ne dat hett he nich.

Eduard (schmeichelnd).

Dann ist ja Alles gut, liebe Lottetante.

Lotte.

Ach wat, ich bün Diin Lottetante nich mehr, (auf Wildberg zeigend) dar steiht Diin Lotteonkel. Ja de fall Diin dumme Streiche en En'n maken.

Eduard.

Und Clara?

Wildberg.

De slag Di man erst mal ut'n Sinn. Ich will daför sorgen, datt Du wat lehrst un vernünftig warst. Wenn Du en respectablen Menschen worrn büst, denn kannst Du mal wedder vörfragen. Wi sprekt noch wieder öwer Diin Tokunft. (Zu Doris) Un Sei Mamsell deiht gaud, sif na'n annern Deenst umtausehn.

Doris.

Dat hett mi hier all lang nich mehr gefull'n. (Höhnend) 'N annern Deenst, — Tein for een. (Ab.)

Lotte.

Segg mal, Eduward, schaamst Du Di garnich?

Tante Lotte.

Wildberg.

Ja en bitten stark wör't doch.

Eduard.

Tante, ich habe es nicht böse gemeint.

Lotte.

Dat harr of noch fehlt. Na, t'is noch beter utfull'n, als Du in Diin Dummheit woll dacht hest. Kumm, drink Diin Kaffee un itt Diin Rundstück. Diin gauden Daag sünd nu vorbi, awer miin gauden Dag — — —

Wildberg (zieht Lotte an sich, weich und traulich).

Ja, de fangt nu erst an.

(Eduard trinkt zerknirscht seinen Kaffee.)

(Vorhang fällt.)

— o — Ende. — o —



Lew in de Kirch.

Se hewwt sich Beide vun Hatten lew
 Un könnt sich nich spreken un sehn:
 Ehr Mudder hölt jeden Mann för'n Dew
 Un let se nie alleen.

In'n Kirchenstauhl — wenn't Sünndag is —
 Sitt Mudder un Dochder tausam'n.
 In de Kirch, da is se sicher un wiß,
 Dar kann Nümms tau ehr kam'n.

Un wat de Mudder of spioneert,
 Se ward em doch nich gewahr.
 Se weet nich, datt se tausamen hört
 An all so manches Jahr.

Se wüß't ja nie wat dat bedü'd't
 Wenn de Paster den Segen gew:
 Denn segent he ehr un alle de Lü'd
 Un de Beiden of un ehr Lew.



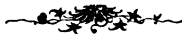
Lütt Hanne.

En utbild't Mäten, dat frigt gliif en Mann:
 De Deern, de mutt tau Stadt un dar wat lehr'n,
 Denn wenn so'n Mäten sich benehmen kann,
 Denn friigt en'n feinen Mann ehr gar tau gern.

Lütt Hanne wir en lütte nette Deern,
 Wenn of en bitten grot an Hann' un säut.
 Se wir de allersäut'ste vun de Bör'n
 Un wenn se lach, wir se noch mal so säut.

Se hewwt ehr nu of richtig tarr't un drillt,
 De Schaulmansfellsn, de hewwt ehr Bestes dahn
 Un ehr vun Grunn ut orrentli utbild't:
 Se kann ehr egen Spraf nich mehr verstahn.

Harr se man erst en Mann, dat wir ehr recht,
 Denn harr dat mit de Bildung of keen Noth.
 Nu is se veel tau fein för'n Buernknecht
 Un för de Stadt sünd Hann' un säut tau groot.



Miin ohle Kamerad.

De ohle Appelboom, de is
 Noch wie he ümmer wör.
 Mi dünkt, wenn ick em wedder seh,
 Denn bün ick noch en Göhr.

So seeg he all vör Jahren ut,
 So krumm un lütt un scheef.
 De Boom, de hör uns Kimer tau;
 Wat harren wi em lew.

De annern Bööm in'n Garen dar,
 De wir'n nich halv so good.
 Geel wir'n siin Appeln wie uns Haar
 Un wie uns Backen rood.

De rooden Backen, wo sünd de?
 De sünd all lang verblöht.
 Wo sünd de Haar, as Sünnenschiin?
 De sünd all witt besneet.

Miin ohle Boom, de Tiiden sünd
 för mi nu all daher.
 Diin Appeln sünd noch grad wie sünst:
 Un smeckt mi doch nich mehr.



So sünd de Jungs.

Hüt Middag kümmt miin Jung ut Schaul
 Un röpt wat he man kann:
 „Hurrah! nu lach ic̄ all wat ut,
 Nu sitt ic̄ haben an.“

Hüt Nahm'dag kümmt miin Jung ut Schaul,
 Ic̄ frag: „Wat seggt diin frünn'n?“
 „Och,“ seggt he, „de hewwt garnix seggt:
 Ic̄ sitt all wedder änn'n.“ —



Miin Wunsch.

Wi wören Kinner, hewwt se seggt,
 Wi schull'n noch lang nich freen,
 Uns aber paßt dat grade recht
 Un so is't of geschēhn.

„Miin Kind,“ segg ic̄ nu tau miin froo,
 Un se seggt „Kind“ tau mi.
 De Lüüd, de schütt' den Kopp datoo,
 Gaht se mal grad vörbi.

Nu müch ic̄ all miin Lewen lang,
 Wi bleewen wie wi sünd:
 Bet an den lehten Glockenflang,
 Grad so wie jekt: — noch Kind.



Aussprache und Uebersetzung einiger Worte.

Die Doppellauter klingen nur selten so rein, wie im Hochdeutschen. Das au hat, je nach der Gegend, einen Beiflang von a, o oder u; das ei klingt oft wie e-i, z. B. in dem betonten he (er), das hei geschrieben, breit e mit einem nachziehenden i-Hauche gesprochen wird. Oft wird das e in dem he fast verschluckt, in dem se (sie) soweit verlöscht, daß nur noch das s bleibt. Das a hat alle möglichen, schreibweis unausdrückbaren Betonungen und Klangbeimischungen, so daß z. B. Ja, je nach der Bedeutung, gesprochen werden kann: Je (bsche), Je-r — Ja — Jal (hartes a), Jaa (breites a), Jo (Hamburg), Ju (kurzes gehauchtes u, Hamburg), Jau (ganz breit, eine Mischung von a, o, u), oft mit einem vorgeschlagenen n „N'jau“ als Ausdruck denklangsamster Ueberlegung. Die Verdoppelung einfacher Vokale bedeutet breite Aussprache, z. B. oo in Woord, das im Hochdeutsch nicht zu finden ist. Der Lautlesende wird die Aussprache und Betonung am besten finden, wenn er sich an den plattdeutschen Dialekt hält, der ihm geläufig ist, da eine allgemeine plattdeutsche Orthographie ebenso wenig vorhanden ist wie derzeit eine einheitliche, maßgebende hochdeutsche.

Uben — Ofen.
 Affkaat — Advokat.
 aflewern — abliefern.
 antrugen — antrauen.
 ausgeneiht — ausgekratzt.
 haben — oben.
 habenhen — obenhin.
 Bäf — Bach.
 bannig — sehr (groß).
 bäuten — heizen.
 binn'n — drinnen.
 Blickputt — Blechtopf.

Böhn — Boden.
 bören — heben.
 Boltjes (hamburg.) — Bonbon.
 braken — gebrochen.
 buten — draußen.
 dägd — tauglich, tüchtig.
 döpen — taufen.
 dörtig — dreifig.
 Döft — Durst.
 draapen — treffen.
 dreegen — tragen.
 drög — trocken.

drofft (hamburg.) — darfst.
 drüppeln — tröpfeln.
 Duwen — Tauben.
 enfelt — einzeln.
 geddern — plätschernd herabfallen.
 Glowen — Glaube.
 gleuwen (hamburg.); glöwen — glauben.
 Grau, Jritsch — Grasmücke.
 gräsi — gräßlich.
 Grööt — Gröfse.
 gütt — gießt.
 hattli — herzlich.
 heel — sehr.
 högen — freuen.
 Holt — Holz.
 Ji — Ihr.
 Jem, Jüm — ihnen.
 Jug — Jur — Euch, Euer.
 Köhm — Kümmel.
 kniipen — kneifen.
 Knüitten — Knoten.
 Küll — Kälte.
 leeg — schlecht, elend.
 lerrig — leer.
 liifers — trotzdem.
 lingelang — sehr lang.
 liier lütt — sehr klein.
 luern — lauern.
 muulsch — mauisch.
 Namer — Nachbar.
 nige (neee) — neue.
 noog — genug.
 Nöt — Nüsse.
 äwel, äwel — übel.
 oorig, orrig — ordentlich, gehörig.
 Pracher — fahrendes Volk.
 Piip — Pfeife.
 Plaug — Pflug.
 Pütt, Pött — Töpfe.

Pütt — Pfüte.
 Redder — ein Feldweg zwischen Knicks.
 Keeg — Reihe.
 riiv — verschwenderisch.
 rögt — rührt.
 rüfen — riechen.
 rutfandert — herausgefuttert.
 säuken — suchen.
 saustern — schwagen.
 seeten — gefessen.
 Slantersch — unordentliches Weib.
 Spicker — Speicher.
 söre — seit.
 Schruwen — Schrauben.
 schuben, schuwen — schieben.
 Schulln — Schollen.
 schust, schu(W)st — solltest.
 streden — gestritten.
 süs — sonst.
 täuwen — warten.
 Telgen — Zweige.
 Tetje (hamb.) — Theodor'chen.
 Tüffeln — Pantoffeln.
 Tünnen — Tonnen.
 tiidig — zeitig.
 umfüs — umsonst.
 Verfaat — Verfassung.
 verlawt — verlobt.
 vermeid' — vermiethet.
 vertörnen — erzürnen.
 Vörleeden — vergangen.
 vullfleit — vollgeschmiert.
 wanneer — wann.
 Weeg — Wiege.
 Wehl — Wohlbehagen.
 wiß — fest, sicher.
 woans — auf welche Art?
 wonehm — wo.
 wölttern — wälzen.
 Zägenfell — Ziegenfell.



In demselben Verlage erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Liedermacher.

Roman aus Neu-Berlin

von

Julius Stinde.

Sechste Auflage.

18 Bogen 8°. Geheftet 3 Mark, fein gebunden 4 Mark.

„. . . Eine freudige Ueberraschung für die vielen Verehrer Stindes ist dies Buch, in dem deutsches Gemüth und echter Humor auf das glänzendste zur Geltung kommen, und das in seiner Eigenart ganz neue Saiten anschlägt. Wer es liest, gewinnt die handelnden Personen des Romanes lieb, lebt mit ihnen, lacht und weint mit ihnen, um sie nie wieder zu vergessen. Keine bessere Weihnachtsgabe als dieses Meisterwerk der Erzählungskunst.“

„Grazzer Tageblatt“.

„. . . Durch und durch modern, ein Spiegel der Zeitverhältnisse des neuen Berlin, dessen Leben und Treiben er wunderbar schildert, hält dieser Roman sich frei von allem Verlegenden und stellt sich einheitlich in den Dienst der Schönheit und Lebensfreude.“

„Hamburger Nachrichten“.

„. . . Der vom Verfasser gewählte Gegenstand ist zweifellos äußerst dankbar. Wie zahlreiche Modelle für alle Figuren stehen ihm nicht in der Weltstadt zu Gebote! Somit konnte sich unter den Händen eines so bewährten Meisters der Erzählung nur etwas ganz Vollendetes gestalten, welches in der Lebensfrische und Greifbarkeit der handelnden Personen seinen Höhepunkt erreicht. Daß im übrigen das Buch eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens verräth und eine Fülle interessanter und scharfsinniger Beobachtungen aufweist, daß es endlich auch in das Gewand einer biegsamen und klaren Schreibweise gehüllt ist — das sind Vorzüge, die es mit allen feinen Geschwistern gemein hat.“

„Schlesische Zeitung“.

„. . . So ein Buch könnte kein Scandinavier und kein Franzose schreiben, das ist urdeutsch. Hier ist etwas, was ein Grundzug des deutschen Charakters ist, die Gemüthstiefe. — Ein ganz neues eigenartiges Buch.“

„Hamb. Correspondent“.

Das Torfmoor.

Naturalistisches Familiendrama in einem Aufzuge

VON

Julius Stinde.

5 Bogen 8°. Mit illustrirtem Umschlage 1 Mark.

„. . . Eine ergötzliche Satire auf die Auswüchse des dramatischen Naturalismus. Wie die von den Priestern des neuen Bühnenvangeliums gepredigte „Wahrheit“ sich räuspert und spuckt — in diesem Falle wörtlich zu nehmen — das hat ihr Stinde richtig abgekuckt und nach dem guten Rechte des Humoristen übertrumpft er das Schmutzige, Gemeine, aber unendlich Wahre noch um ein Erflecktliches. Die Redebülthen des Pessimismus und der Vererbungstheorie sind drollig nachgeahmt und auch in den Unweisungen für die Darsteller erkennen wir die schneidige Satire. Beinahe noch lustiger als das Drama selbst sind die Beiträge, in denen angebliche Gesinnungsgenossen des Dichters das erhabene Werk erläutern und zergliedern. Ja, erst wenn zur Veranschaulichung der Wahrheit vom Lager des Schwindsüchtigen der Karbolgeruch den Zuschauerraum bis in den äußersten Winkel erfüllt, erst dann ist die volle Bühnenwahrheit erreicht, das Publikum mit unverfälschter Natur gesättigt.“

(Sonntagsbeilage Nr. 22 der „Vossischen Zeitung vom 28. Mai 1893“; Redakteur Dr. Paul Schlenker.)

„. . . Es wird da ein gewisses literarisches Treiben in seiner Mache, seiner angequälten philosophischen Miene, hinter der sich oft die größte Flachheit birgt, seinem wirren Wortschwall und seiner gelehrt thuenenden Stilverderbniß mit porträtähnlicher Karrikatur getroffen. Das lustige Buch hat einen tiefen Sinn. Es ist eine kräftige Mahnung an die jungen deutschen Schriftsteller, doch nicht alles nationale Empfinden, alles deutsche Ehrgefühl und alle deutsche Eigenart zu verlieren, um vor etlichen Scandinaven, denen ihre Heimath zu eng, zu kleinlich ist und die in dem großen Deutschland ein breiteres Kulturleben finden, auf dem Bauch zu liegen, als wäre ihre nervöse, weinerlich grämende Verdrießlichkeitskunst eine Errungenschaft für ein Land wie Deutschland.“

„Kölnische Zeitung.“

Humoresken,

enthaltend:

Mitus und Matus. — Das Angebot. — Die Tanzgabe. — Vom Jüngling, der gern einen Bart gehabt hätte. — Die Karpfenschuppe
von

Julius Stinde.

Fünfte Auflage.

16 Bogen 8°. Geheftet 3 Mark, fein gebunden 4 Mark.

„. . . Das, was den Erfinder der „Buchholzer“ vor Anderen auszeichnet, was an seiner Schreibweise das Charakteristische, ist die Gemüthlichkeit seines Humors, die Neigung, auch ernste, selbst sentimentale Töne anklingen zu lassen; das tritt auch in diesen fünf Erzählungen deutlich zu Tage. Es ist nicht drastische Komik, nicht scharfe Satire, sondern echter, herzenswarmer Humor, der den Kindern der Stinde'schen Muse ihre große Beliebtheit verschafft hat und der wir auch hier wieder begegnen. Wenn auch die vorliegenden Humoresken vielleicht nicht ganz auf der Höhe der früheren Schöpfungen Stinde's stehen, wird sie doch jeder Freund anspruchs- und harmlosen Humors gerne und mit Vergnügen lesen.“

„*Sreslauer Zeitung.*“

„. . . Wir halten „Die Tanzgabe“, die acht Kapitel umfaßt, für das bedeutendste Stück der Sammlung, sowohl hinsichtlich des gebiegenen Inhalts wie der künstlerisch fein ausgemeißelten Form. Der eigentlich lustige, tolle, aus dem Herzen hervorsprudelnde Humor kommt namentlich in der vorletzten Humoreske „Vom Jüngling, der gern einen Bart gehabt hätte“ zu seinem Rechte. Diese Geschichte ist reich an komischen Szenen und ergötzlichen Verwickelungen. Es ist noch zu sagen, daß diese glänzend geschriebenen „Humoresken“, glänzend sowohl in der Komposition wie im Stil, viel Erfahrung und Weltkenntniß in der gemüthvollen Vereinigung von frohem Scherz und tiefem Ernst darbieten. Nicht bloß zur Lust und flachen, genußsüchtigen Unterhaltung, deren hervorstechendste Signatur Denks Faulheit ist, sind diese Humoresken geschrieben: sie bieten dem Geiste gesunde literarische Kost. Deshalb dürfen wir Stinde's Buch ein Familienbuch im schönsten Sinne des Wortes nennen.

„*Hamburger Correspondent.*“

Von **Julius Stinde** erschienen früher und sind durch
G. Bramers Verlag in **Hamburg** zu beziehen:

Plattdeutsches Theater von Julius Stinde.

Hamburger Leiden.

Lokaler Schwank in 5 Akten. (8 H. u. 7 D.) — 1 Mk. 50 Pf.

Erlebte hundertfache Aufführung; in allen größeren Städten:
Hamburg (Carl Schulke-Theater), Berlin (Boltersdorf-, Kroll
und Nationaltheater), Bremen, Lübeck u. s. w. mit dem größten
Beifall gegeben.

~~~~~  
Die

### **Nachtigall aus dem Bäcker gang.**

Volksstück in 3 Aufzügen. (7 H. u. 5 D.) — 1 Mk. 50 Pf.

~~~~~

Die Familie Carstens.

Genrebild in 1 Aufzug. (2 H. u. 3 D.) — 75 Pf.

~~~~~

### **Tante Lotte.**

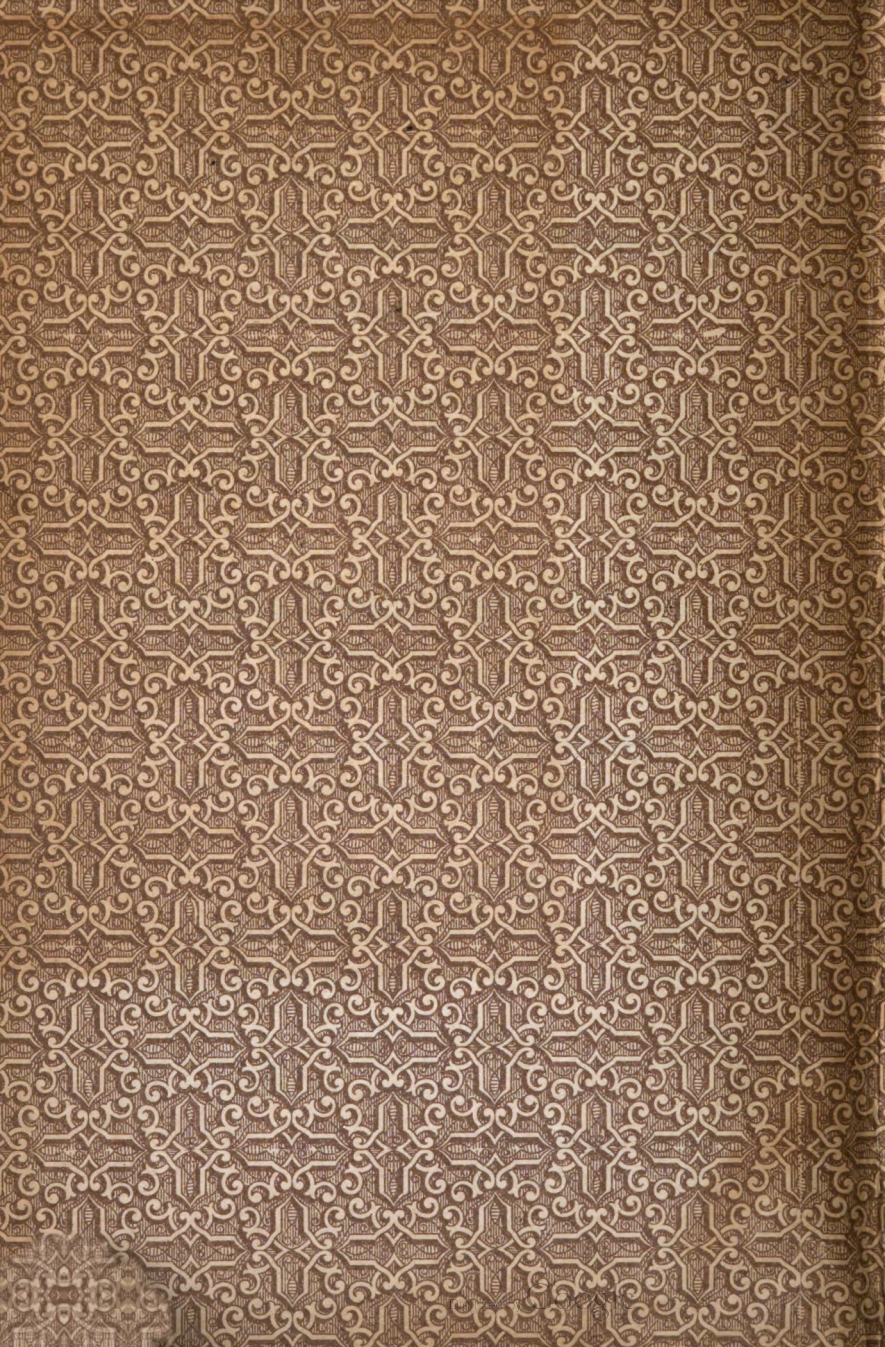
Vußspiel in 1 Aufzug. (2 H. u. 2 D.) — 75 Pf.

Einst Repertoirestück der Frau Mendel; wirksamstes Stück  
für Liebhaber-Theater.

Das Recht der öffentlichen Aufführung ist von der Theater-  
Agentur des Herrn A. Entsch — Berlin, Jägerstr. 20 — auch  
durch Vermittlung des Unterzeichneten zu erwerben.

**G. Bramers Verlag**  
Hamburg, Thalstraße 24.







This book should be returned  
to the Library on, or before the last  
date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred  
by retaining it beyond the specified  
time.

Please return promptly.

GerL 1088.811.30

Ut'n Knick :

Widener Library

006679176



3 2044 086 171 097